Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 47 — **Marburg i. H., den 23. November** — **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: An meinen Vater — Mein Tod — Im finstern Tal — Ueber das religiöse Leben junger Mädchen — Die neuen Ansätze der konservativen Dogmatik und ihre Bedeutung für uns. Viertes Stück — Gottfried Traub. Zweite Hälfte: Die Anklage — Die Weltlage und das deutsche Interesse — Verschiedenes: Ein Totentanz (Meyer); Unterwegs (Jaeger); Gottfinden und Ueberwinden (Jaeger); Wirket (Lili v Hackwitz); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

An meinen Vater

Zehn Jahre bist du nun der Erde Teil,
Die du mit Pflug und Spaten wacker grubest.
Dein Erntefeld war sandig, arm und steil,
Es war nicht viel, was du an Ernte hubest.

Nun ruhst du stille. — Wohl ein reicher Geist,
Den die Verkleidung stumm zu Boden drückte.
Ob er wohl heut in Gottes Nähe kreist,
Der hier in Gott so tief Herabgebückte?

Auf deinem Acker steh ich. Ach, wie klein,
In andere Felder schmal hineingeschnitten.
Dein armer Ackerplan ist nicht mehr mein,
Ich hab ein ander Ackerfeld erstritten.

Der Wind läuft durch die Pappeln, die du treu
Dereinst als Ruten in die Erde stecktest.
Ach, meine ganze Jugend wird mir neu,
Die du mit deinen stillen Augen decktest.

Die Höhe legt ihr liebeselig Licht,
Ihr himmlisch leises, um der Heimat Fluren —
Ich stehe heut so hingegeben dicht
In deines Lebens innigklichsten Spuren.

Gustav Schüler

Mein Tod

Ich bin ein Gast auf Erden. Psalm 119, 19.

Wir sind in eine Welt hineingestellt, in der alles Leben sein Maß und seine Zeit hat. Die Rose blüht und dann verweht ihr Duft. Das Waldvögelein singt, aber aus seinem Lied heraus vernehmen wir die Klage, daß es bald verstummen wird für immer. So leben auch wir mit dem Blick auf den unvermeidlichen Tod. Wie kommen wir damit zurecht?

Es gibt drei Stellungen, die wir unserm Tode gegenüber einnehmen können. Einfache, der Kultur ferner stehende Menschen betrachten den Tod als eine durchaus natürliche Ordnung. Wie sie leben, ohne sich ihrer Einzelheit und Persönlichkeit recht bewußt zu werden, so sterben sie, ohne viel über den Tod nachzugrübeln, solange er fern ist, und ohne sich vor ihm zu fürchten, wenn er an sie herantritt. Wer einmal Seelsorger auf dem Lande gewesen ist, kennt den unerschütterlichen Gleichmut der kleinen Leute. Wem er zum ersten Mal entgegentritt, der weiß nicht, ob er sich mehr über die Gleichgültigkeit angesichts des Grabes entsetzen, oder mehr über die mutige Todesverachtung wundern soll.

Wir Anderen, die sich mit ihrem Ich bewußt aus dem Zusammenhang der Natur losgelöst und in ihrem Inneren ihre eigene Welt aufgebaut haben, sind geneigt im Tode den Feind zu sehen, der das Leben mit brutalem Griff vernichtet. Wir denken uns etwa aus, zu welchen Höhen der menschliche Geist emporodringen, zu welcher Feinheit und Kraft das Gemüt ausgebildet werden könnte, wenn nicht immer wieder zunächst die Arbeit der vorangegangenen Generationen nachgeholt und noch einmal getan werden müßte, bis endlich unsere Seele in selbständige Tätigkeit eintreten darf, die doch zu keinem reicheren Erfolge ausschlagen kann, weil sie, kaum begonnen, durch den Tod unterbrochen wird.

Doch in dieser Vereinzelung wird es unsrer Seele nicht wohl. Zwar müssen wir uns loslösen von der Natur, um zu uns selbst zu kommen. Allein bei uns selbst können wir nicht bleiben. Unser Wesen zittert in geheimnisvollen Schauern nach der Ewigkeit. Die Sehnsucht nach der Heimat, nach Gott faßt uns an. Zu Gott aber können wir nicht zurückkehren, ohne daß unsre Seele aus allen Verstrickungen in die Sinnlichkeit und Endlichkeit gelöst wird. Das aber lernen wir allmählich unter viel Schwankungen und Unsicherheiten als den Segen der Leiden und als den im Geheimnis des Todes verborgenen Gewinn ahnen, daß Gott sich aufgemacht hat, um uns aus der Fremde zurückzurufen und zu sich heimzuführen. Nun bejahen wir zum zweiten Mal den Tod, nicht als eine unabänderliche Naturordnung, sondern als eine gnädige Gottesfügung und Gottesführung. Weil es ohne das Sterben kein Ende unsrer Fremdlingschaft geben kann, darum flechten wir nun vertrauensvoll die Todesgedanken in den Willen zum Leben hinein und scheuen uns zu trennen, was Gott zusammengefügt hat: Leben und Tod. Wohl bleibt der Tod ein Kreuz; aber er ist dem mit Gott versöhnten Herzen ein Kreuz, das von den Rosen des ewigen Lebens umrankt ist. Nun sprechen wir nicht nur: Ich sterbe, aber auch nicht: Ich muß sterben, sondern den gnädigen Gotteswillen bejahend: Ich will sterben und ewig geborgen sein in Gott.

C G

Im finstern Tal

Psalm 23, 4

Es gibt so viel heimliche Tränen auf Erden, so viel Lebenswunden, die sich verbergen in ihrem Schmerz wie weidwundes Wild, so viel erschütterndes Leid, das den Trost flieht, weil es fühlt, daß ihm Niemand helfen kann: das Leid der Liebe. Ein endloser Zug von Schmerzensträgern durch alle Lande, zu allen Zeiten: ihnen allen ward genommen, was ihres Lebens Sonne und Kraft war, oder versagt, wonach ihre Seele schrie, um gut werden zu können. Die Frau wird es immer sein, die auf diesem Lebensgebiete die schwersten Lasten trägt, da ihr mehr wie dem Manne die Liebe Leben ist. Gibt es keine Rettung aus dieser Trübsal? Nicht einen Ausweg, wie ihn irdische

Arbeit, Zerstreuung und allmähliches Vergessen sein würde, sondern einen Durchgang mitten durch die Finsternis hindurch ins Freie? Denn nicht was wir erleben, sondern wie wir es durchleben, macht unseren inneren Wert aus.

So laßt uns also den Willen haben, in das finstere Tal hineinzugehen, nicht die Augen zurückwenden nach der Sonne des Glücks oder der Hoffnung, sondern sie an die Nacht gewöhnen und unsere Ohren an die Stille um uns her, damit wir ihre geheimnisvollen Stimmen verstehen lernen und mit den dunkelgeübten Augen auch da noch einen Lichtstrahl zu finden vermögen, wo das Auge des Tages nichts als Nacht schaut.

Bitter ist das Gefühl irdischen Verlassenseins: so fern und fremd ist, was wir liebten, woraus wir Kraft schöpften, so ganz zerbrochen unser Selbstvertrauen, das dem geliebten Menschen hatte Freude geben wollen aus großer Fülle. All diese Schönheit unserer Seele blieb am Wege liegen, weil dem Empfangenden das Recht oder das Wollen fehlte; doppelt schwer, wenn unser Lieben einem Unwürdigen galt. Wie oft wird sich der Mensch in solcher verborgenen, durch keine menschliche Hilfe getragenen Leidestiefe auf einmal mit Schrecken bewußt, wieviel von seinem Gottvertrauen irdische Liebe war. Nun uns verloren ist, was wir umsorgten, um das wir bangten, für das wir beteten, ist auch Er so weltenfern, dem wir das Geliebte ans Herz legten. So wird die irdische Verlassenheit zur Gottesferne, dem tiefsten aller menschlichen Leiden. Und doch liegt in diesem Schweigen des Gottverlassenseins der Keim neuen Lebens verborgen. Wenn die Stimme unseres aufbegehrenden Herzens verstummt ist, wird unser Ohr aufgeschlossen, nie Geahntes zu vernehmen. Gott spricht zu uns in der Stille.

Vielleicht zum ersten Mal in unserem Leben. Bisher pflegten wir ihm immer zuvorzukommen und ihm zu sagen, was wir dachten, brauchten und für nötig hielten, auch für die, welche wir liebten. Wie ganz anders klingt nun alles aus seinem Mund! Leise löst sich Stein auf Stein von unserem Herzen. Klar steht vor uns unser Eigenwille und unsere Eigenliebe, eindringlich tönt der Vaterruf an unsere Seele, bis wir ihm unser Herz zum Opfer darbringen und die geliebten Menschen dazu, die er uns genommen hat. Dann wird aus dem bitteren „Muß" das freie „Ich will!", aus der Schmerzensklage das Gebet: Nimm Du sie hin, mein Vater und ihr Vater, sie sind ja am besten bei Dir aufgehoben. Nicht zu mir führe sie zurück, sondern allein zu Dir!

Dieses Erlebnis ist der erste Lichtstrahl aus der Ferne im finstern Tal. Die Mitmenschen schauen das erste reife Lächeln wieder, noch unter Tränen, auf dem Antlitz des Ueberwindenden. Dann aber wird es heller und heller: der Ausgang ist da! Vor uns liegt das Leben weit und geheimnisvoll, genau wie vorher und doch ganz anders. Wo früher nur eine eigenwillige Richtung der Seele denkbar erschien, gibt es nun so viele bescheidene Pfade zum Durchgehen, Wege, die zu den Anderen führen, in grüßendem Erkennen, in selbstlosem Lieben. Alle, die diese stillen Wege gehen, werden zuletzt auch mit dankbarem Staunen erfahren, daß das, was an ihrer menschlichen Liebe rein und heilig war, ihnen gefolgt ist durch das tiefe Tal hindurch, daß sie die für dieses Leben Verlornen schon auf Erden wiederbekommen, anders als sie es früher ersehnten, aber reiner, schöner, näher! Sie dürfen sie lieben mit Gottes Liebe und für sie beten, freier, als da sie noch bei ihnen waren. So still und verborgen dies köstliche Erleben sein wird, es muß sich offenbaren als ein Strom von Kraft und Güte, der von den Menschen ausgeht, die Gott so im finstern Tal gesegnet hat.

M Rt

Ueber das religiöse Leben junger Mädchen

Vorwort des Herausgebers: Vorstehende Niederschrift ist veranlaßt durch ein lebhaftes Gespräch, das wir mit einander hatten. Damals war die Verfasserin das sprühende junge Leben selbst. Nun ist sie wider unser aller Vermuten von einem jähen Leiden dahingerafft und erlebt den Druck ihrer Aufzeichnungen nicht mehr. Wie würde sie sich gefreut haben, wenn sie ihn noch erlebt hätte! Ueber die Begrenztheit ihrer Beobachtungen kann kein Zweifel sein. Sie schreibt aus ihrem besonderen Erleben und Erfahren heraus. Vielleicht findet sie glückliche Ergänzung. R

Ich muß eine Einschränkung voranschicken. Ich spreche nicht von jungen Mädchen im allgemeinen, sondern von solchen, die höhere Schulen besucht und dadurch Interesse für Gegenwartsfragen bekommen haben.

Im großen und ganzen wird man leider sagen müssen, daß das Glaubensleben unserer heutigen weiblichen Jugend nicht die Kraft und Stärke hat, die man ihm wünschen möchte. Es fehlt in den meisten Fällen das starke, innige Gefühl der Gottesgemeinschaft, aus dem das sittliche Leben wie eine schöne, kräftige Naturnotwendigkeit sprießt. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß junge Mädchen unreligiös sind. Im Gegenteil! Lehrer und Pfarrer, besonders solche, deren religiöses Leben modern gerichtet ist, wissen, daß Mädchen sich meist mit glühendem Eifer und Interesse an der Behandlung religiöser Fragen beteiligen. Die Ausscheidung alter Ideen und die Zusammenstellung und Beurteilung dessen, was erhalten bleibt, bietet sowohl dem Trieb der Frau, Neues zu hören und zu verarbeiten, als ihrer Lust an der Kritik reiche Nahrung. Alles, was ihnen von modernen religiösen Schriften in die Hände fällt, fesselt sie von vornherein, wenn auch nicht alles verstanden wird. In die Kirche geht das junge Mädchen am liebsten zu dem Prediger, der in verstandesmäßigem und modernem Ton zu der Gemeinde spricht. Kurz: die intellektuelle Betrachtung der Religion herrscht vor. Aber auf die Dauer genügt und befriedigt sie nicht. Es kommt dann zu dem traurigen Ergebnis, daß religiös interessierte Mädchen bei dem ersten schweren Schicksalsschlag, der ihr junges Leben trifft, völlig zusammenbrechen und sich der Verzweiflung hingeben, so daß sie entweder überhaupt nicht wieder oder erst nach langer Zeit etwas von Gott und religiösen Dingen hören mögen. Instinktiv fühlen es auch viele, daß die rein intellektuelle Beschäftigung mit der Religion im Herzen eine gähnende, kranke Leere läßt, und deshalb suchen sie eine Herzensgemeinschaft mit einer höhern Macht zu finden. Viele weihen sich der Kunst und suchen in Erfüllung derselben ihre Lebenskraft. Besonders die Begeisterung für Musik wird oft und leicht mit religiösen Gefühlen gleichgesetzt, ohne doch die starksittliche Kraft zu geben wie diese. Andre flüchten zur Naturliebe. Ich glaube, es ist wenig bekannt, welche tiefgehende Naturverehrung in mancher jungen Mädchenseele lodert. Sie scheinen zurückzukehren zur Religion der alten Aegypter und treiben wahrhaften Sonnenkult. Unbewußt finden dabei einzelne Gott in der Natur und wachsen innerlich an dieser erhabenen Größe; weniger tief angelegte Seelen wenden sich ab, wenn ihnen die Sonne nicht mehr scheint. Ein großer Teil junger Mädchen befriedigen ihr religiöses Sehnen dadurch, daß sie Menschen vergöttern und Vorzüge und Ideale in sie hineinsehen, die in der erträumten Reinheit nicht da sind. Die Reaktion erfolgt, sobald der reifende Mensch die Unzulänglichkeit aller Menschennatur erkennt. Einzelne geben sich einer mystischen religiösen Verzückung hin, die ihren Höhepunkt darin erreicht, daß das junge Menschenkind versucht (in dunkler Kirche oder an geheiligtem Ort) unter Hingabe aller eignen Gedanken und Willensäußerungen eine Verschmelzung des eignen kleinen Ich mit dem großen Gottesgeist zu ahnen. Diese Religionsform ist täuschend und schwächend, wenn sich das junge Mädchen mit diesem religiösen Gefühl begnügt; sie kann aber edel und segensreich werden, wenn das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Gott so stark wird, daß es aus stiller Stunde mit hinüberklingt in das laute und anspruchsvolle Leben des Alltags und Handeln, Denken und Wollen unbewußt oder bestimmt beeinflußt.

Aber es gibt wenige solcher geistig und seelisch gereifter Menschen unter den jungen Leuten. Woher kommt das? Viele unsrer bürgerlichen Häuser haben mit Vergnügen den zurückgehenden Einfluß der Orthodoxie mit angesehen. Sie haben einige religiöse Begriffe behalten, aber alle Aeußerungen alten Glaubenslebens sind als dogmatischer oder veralteter Zopf bei Seite geworfen worden, als Kirchengehn, Gebet beim Essen usw. Dem jungen Mädchen tritt oft in der ganzen Kinderzeit nicht

eine Glaubensäußerung von Seiten der Eltern entgegen. Nun geht es in den Religionsunterricht. Der Lehrer ist entweder ein langweiliger oder ein interessanter Mann, je nach seiner religiösen Richtung und Auffassung. In den seltensten Fällen aber hat das Kind den Eindruck, daß der Lehrer ein frommer Mann ist. Meist kann es diesen Eindruck auch nicht eigentlich haben, weil es ihn außerhalb der Schulzeit kaum kennen lernt. So tritt das Menschenkind ins Leben hinein, fast ohne zu wissen, was recht glauben heißt. Jetzt sucht es sich einen Prediger, der ihm „liegt". Zu altgläubigen geht das moderne Mädchen nicht, in kindlicher Ueberhebung sieht sie nicht seinen starken Glauben, sondern nur seine Rückständigkeit; bei dem modernen Prediger findet sie viel Klugheit und feine Gedanken, aber leider in vielen Fällen keine starke unmittelbar überspringende Glaubenskraft.

So stehen sie im Leben und wissen viel von Gott, aber ihre Seelen kennen ihn nicht. Helft mit, ihr Eltern, Lehrer und Prediger, daß es besser wird. Käte Naumann

---

Die neuen Ansätze der konservativen Dogmatik und ihre Bedeutung für uns

2. Die Bedeutung der neuen Ansätze für uns (Fortsetzung)

Unmittelbarkeit und Gewißheit im Verhältnis zu Gott, das ist also ein Lebenselement der Religion, das wir nach Ansicht unsrer Gegner nicht stark und umfassend genug zum Ausdruck bringen, und das sie dafür desto kräftiger in den Vordergrund rücken.

Halten wir uns dabei an den in der Oeffentlichkeit am lautesten erörterten und für den christlichen Glauben tatsächlich ausschlaggebenden Punkt, an die Stellung des historischen Jesus. Der alte dogmatische Christus und die von ihm berichtende Bibel waren gottmenschlich und überzeitlich, sie hatten etwas Schwebendes, standen mitten inne zwischen der ewigen Gottheit und der Menschengeschichte; so verbanden sie den, der an sie glaubte und in ihrer Wirklichkeit lebte, unmittelbar mit Gott und der jenseitigen Welt. Die Christologie und die Inspirationslehre waren daher ein Ausdruck für unser Leben in und mit Gott. Inzwischen aber ist die Bibel, ist vor allem die Gestalt Jesu selbst durchaus geschichtlich geworden; die Farbe und Art eines bestimmten geschichtlichen Augenblicks, damit auch die geschichtliche Beschränktheit ist in den Vordergrund getreten. So hat die Gestalt Jesu Selbständigkeit gewonnen; sie ist von Gott eben durch ihre Beschränktheit selbst getrennt, von der Gegenwart durch die Verschiedenheit der Zeiten und der ganzen Lebensstimmung. Diese Wandlung hat Probleme erzeugt, die für den älteren Bibel- und Christusglauben nicht vorhanden waren. Nur so lange man Jesus ohne die geschichtliche Erdfarbe und Beschränktheit, direkt umkleidet mit der Herrlichkeitsfülle der Gottheit sah, solange erlebte man auch wie selbstverständlich Gott in ihm. Aber gerade die selbstverständliche Unmittelbarkeit der Berührung mit Gott, die man so besaß, gerade sie ist problematisch geworden. Sowohl zwischen Gott und Jesus wie zwischen Jesus und uns sehen wir zunächst einen Abstand; beide Abstände muß der elektrische Funke des lebendigen Glaubens überschlagen, indem wir irgendwie in Jesus Gott erfahren. Der Augenblick, in dem uns dieses Erlebnis zu teil wird, in dem also Gott selbst uns durch Jesus lebendig-gegenwärtig wird, er ist die Geburtsstunde des spezifisch christlichen Glaubens. Daß aber in diesem Vorgang nicht Selbstverständlichkeiten und Vernunftnotwendigkeiten, sondern eben besondere Erlebnisse walten, zeigt die tägliche Erfahrung. Wir kennen Menschen, die weder zu Jesus noch zu Gott ein positives Verhältnis gewinnen; wir kennen andere, die sich der geschichtlichen Person Jesu unterordnen, ohne sich von ihr zu Gott führen zu lassen; und wir kennen endlich, zumal seit dem Auftreten von Arthur Drews, auch solche, die von einem Gotterleben ohne Jesus reden.

Wie hat die moderne Theologie die Probleme gelöst, die hier emportauchten? Sie hat, soviel ich sehe, weithin ihre Schwierigkeit nur ungenügend erkannt. In der berechtigten Freude über die religiöse Bereicherung, die der Uebergang vom dogmatischen zum historischen Jesus brachte, und in dem hymnischen Preise dieser Gestalt vergaß man die neuen Aufgaben, die der gewaltige Fortschritt stellte. Zwar Männer wie Julius Kaftan und Herrmann hielten das Bekenntnis zur Gottheit Christi fest und suchten so trotz aller geschichtlichen Betrachtung die Vorzüge der altdogmatischen zu wahren. Allein — ganz abgesehen davon, daß sich aus dem evangelischen Lebensbilde Jesu immer neue Bedenken dagegen erhoben — die Formel konnte nicht leisten, was sie sollte. Denn es fehlten ihr in der neuen Anwendung zwei Züge, die ihr zuvor den höchsten religiösen Wert verliehen hatten: einmal die Verankerung in einer substantiellen Trinitätslehre, und ferner die Zuspitzung auf den beständigen mystischen Verkehr mit dem Erhöhten. Ohne das aber bleibt der Gedanke der Gottheit Christi zu sehr bloßer, wenn auch vielleicht sehr fruchtbarer Glaubensgedanke, bloßes Erzeugnis und Ergebnis unsers Erlebens, als daß er das wirkende Element darin sein und so das Bewußtsein des unmittelbaren Gotterlebens tragen helfen könnte. Erst recht nicht erreichen die abgeschwächten christologischen Formeln — mögen sie im übrigen noch so wertvoll sein — dieses Ziel: weder wenn wir Jesus den Messias und Herrn, noch wenn wir ihn den Gottessohn oder Stellvertreter Gottes nennen. All diese Formeln sind entweder bloße Ruhmeskränze, die wir an die Gestalt des historischen Jesus hängen, um unsere Ueberzeugung darzutun, daß sie in einzigartigem Zusammenhang mit Gott steht; oder aber sie bezeichnen lediglich unsere Unterordnung unter den historischen Jesus. Sie stellen also höchstens die eine Beziehung Jesu zureichend dar, entweder die zu Gott oder die zu uns selbst; die jeweils andere wird höchstens dunkel angedeutet. Nötig aber ist ein Ausdruck dafür, daß diese geschichtliche Gestalt den Menschen mit seinem Gott in unmittelbaren Lebenszusammenhang setzt, daß erst in ihr Gott volle Macht über uns gewinnt und die Gewißheit seines Wesens spendet, daß er uns in ihr inniger und zentraler als sonst unmittelbar gegenwärtig ist: richtend, aber auch fröhlich machend in seiner Gnade und uns zu weiterem Wachstum rufend in seinem Dienst. Wir sind noch weit von der rechten wissenschaftlichen Prägung solchen Erlebens entfernt. Das zeigt die Eindruckslosigkeit gerade dieses Teils unserer Arbeit bei den gebildeten Laien; das zeigt ferner die Unfähigkeit auch moderner Theologen, sich über die religiös wertlose Alternative zu erheben: Jesus Gott im orthodoxen Sinn — oder nur Mensch und Unsersgleichen; das zeigt aber auch das stete Mißverstehen unserer innersten Motive sogar durch wohlmeinende Konservative wie Ihmels oder Schlatter. Die Anklage auf heidnisch-katholische Heroen- und Heiligenverehrung, die wir Christo erwiesen,*) oder auf bloße ästhetische Ueberwältigung durch das Jesusbild, oder auf ein bloßes Sich-durch-Jesus-anregen-lassen zur eigenen Erzeugung des Gottesbewußtseins — all diese Anklagen treffen gewiß nicht das, was wir wollen und meinen; aber sie beweisen deutlich, daß es trotz Herrmanns „Verkehr des Christen mit Gott" und ähnlicher grundlegender Bücher unserer Theologie nicht gelungen ist, die Gegner oder auch nur unsere eigenen Anhänger zu überführen.

Erst neuerdings wird unter uns allmählich das Bewußtsein lebendig, daß hier etwas Wichtiges versäumt worden ist. Die Predigt von einem Gotterleben ohne Jesus, die bei A. Drews und Andern laut wurde, wies unentrinnbar darauf hin; und auch Jathos Auffassung Jesu wird die Theologie reizen, ihr Augenmerk nach dieser Seite zu richten. Tatsächlich kreist heute das innerste Interesse der Theologie um die Frage: Wie drücken wir die Tatsache theologisch aus, daß uns Christen in der so weit zurückliegenden Gestalt Jesu über die geschichtliche Beschränktheit und den Abstand der Zeiten hinweg Gott unmittelbar gegenwärtig und wirksam ist? Vor allem sucht man jetzt auf religionsphilosophischem Wege zu ergründen, wie überhaupt Gott und die Geschichte, oder die Menschenvernunft und die Geschichte sich

*) Das ist bekanntlich der Vorwurf, den vor allem R. Grützmacher in immer neuen Wendungen unsrer Theologie macht; er trifft nur einen bei aller literarischen Rührigkeit doch sehr engen Kreis; und auch da ist er bei Führern wie Bousset durch neuere Wandlungen gegenstandslos geworden.

zu einander verhalten. Aber so wichtig diese Ueberlegungen sind und so viel wir von ihnen lernen können, die tiefste Antwort auf unsere Frage wird auf diesem Wege kaum gefunden werden. Sie muß aus der Durchdenkung des christlichen Glaubensvorgangs selbst erwachsen, d. h. aus der Dogmatik. Wenn das Christentum seine Besonderheit darin hat, daß es eben Gott in der Geschichte erfährt, dann muß die Antwort aus seinen eigenen Tatbeständen, nicht aus allgemeinen Untersuchungen über das religiöse Gesamtphänomen hervorgehen. Wie sie lautet, kann nur angestrengte und vielseitige Arbeit allmählich zeigen; wir können es in keiner Versammlung beschließen. Mir lag lediglich daran, an der Hand der konservativen Dogmatik eine verhängnisvolle Lücke in unserer theologischen Rüstung aufzudecken.

Nur einen kurzen Hinweis auf die zwei Wege, die sich bisher vor allem nach dem neuen Ziele hin geöffnet haben, möchte ich mir zur Erläuterung des Gesagten erlauben. Zunächst scheint mir die neue Nüancierung des Offenbarungsbegriffs von Bedeutung zu sein, die sich seit einiger Zeit anzubahnen begonnen hat. Sie liegt längst vor z. B. bei Herrmann. Er läßt die Offenbarung Gottes nicht gleichsam in der geschichtlichen Gestalt Jesu verschlossen ruhen und durch die historische Forschung enthüllt werden; sondern er geht in ihrer Beschreibung auf das neutestamentliche Jesusbild zurück, das Jedem auch ohne Forschung als eine Wirklichkeit zugänglich ist, und faßt es als etwas Gegenwärtig-Wirksames, als Träger lebendigen göttlichen Wirkens auf uns. Jesus wird erst die göttliche Offenbarung für uns, indem wir uns durch ihn von der Macht Gottes ergriffen finden. So werden die Vorgänge, die wir erleben, die Zustände unserer eigenen Gottergriffenheit, in den Offenbarungsbegriff hineingezogen; der Offenbarungsbegriff selbst wird ein Ausdruck für unsere unmittelbare Berührung durch den lebendigen Gott, und seine Anwendung auf Jesus muß dazu helfen, den übergeschichtlichen, über Beschränktheit und Zeitabstand hinwegragenden und daher auch gegenwartskräftigen Gehalt seiner Person zum deutlichen Bewußtsein zu bringen. Herrmann leitet am klarsten zu dieser Durchdringung des Offenbarungsbegriffs mit Gegenwartsbeziehung an, die Gottes lebendiges Walten wieder aufs stärkste zur Geltung bringt; aber neben ihm arbeiten Andere in derselben Richtung, und gerade auch manche von den neuen konservativen Dogmatikern scheinen ähnliche Gedanken nahe zu legen.*)

Der zweite Hinweis erinnert nochmals an die Betonung der göttlichen Herrenstellung und unseres Dienstes, die wir bei Schaeder und Schlatter fanden — die übrigens auch schon in der seit Ritschl üblichen Betonung des Reiches Gottes und sonst anklingt. Der Gedanke an unser Heil kann, wenn er einseitig herrscht, tatsächlich neben anderen Gefahren auch die heraufführen, daß wir uns gerade in den höchsten Augenblicken des Gotterlebens von Jesus lösen. Wenn nämlich Jesus uns wesentlich zur Erlösung oder zum Heil verhilft, so stellt er uns allmählich auf uns selbst; er tritt mit seiner Person im religiösen Bewußtsein desto mehr zurück, je inniger der Erlöste und Versöhnte sich dann mit Gott verbunden weiß. Geschieht das beim sündigen und erdgebundenen Menschen nie völlig, so besteht doch wenigstens eine Tendenz in dieser Richtung. Es tritt also dasselbe ein, was von der Ritschlschen Theologie so oft an der „mystischen" Frömmigkeit getadelt worden ist. Die Tatsache aber, daß wir uns die höchsten, wenn auch nie in ihrer Reinheit erlebten Augenblicke der Frömmigkeit von Jesus losgelöst denken müßten, würde zurückwirken auf seine ganze Stellung in unserm Glaubensleben: seine Verbindung mit Gott wie mit uns selbst wird gelockert, das Herüberschlagen des Erlebnisfunkens, das unmittelbare Erleben Gottes in Jesus wird schwerer. Wehrt sich unser Glaube gegen diese Folgen, so werden wir den Rückschluß wagen dürfen, daß die Erlösung oder das Heil nicht der alleinherrschende Orientierungspunkt des Christentums sein kann. Wir müssen vielmehr lernen, die Beziehung Jesu und Gottes zu unserer neu geweckten religiösen Aktivität voran oder wenigstens daneben zu stellen. Antriebe, Kräfte und Zielgedanken unseres Handelns (in jedem Sinn des Worts) gehen von ihm aus; wir können unser neues Leben nicht getrennt von ihm denken. Indem wir es aber zugleich als Geschenk Gottes entgegennehmen und alle unsere Tätigkeit als einen Dienst Gottes werten, bleibt wiederum Jesus die Klammer zwischen Gott und uns, vermittelt er die gegenwärtigen Lebensprozesse, die sich zwischen Gott und uns mit — gebe Gott — wachsender Kraft abspielen.

Aehnliches wie bei der dogmatischen Behandlung des geschichtlichen Jesus ließe sich nun bei der Behauptung der göttlichen Immanenz, bei der Einführung des Wertgedankens und anderen Fortschritten der modernen Theologie zeigen: auch hier wird in der Freude über die neuen Errungenschaften oft genug vergessen, die bleibende oder gesteigerte Unmittelbarkeit und Gegenwärtigkeit in unserer Beziehung zu Gott wissenschaftlich auszuprägen. Freilich hat auch hier die Wendung bereits eingesetzt. Man sieht, daß neben dem Kampf gegen äußerlichen Supranaturalismus und Dualismus doch das Einsetzen aller Kräfte für einen vertieften, den recht verstandenen Immanenzgedanken durchaus nicht erstickenden „Supranaturalismus" und „Dualismus" bitter nötig ist. Aber das Verständnis dafür ist noch gering genug. Möchte der Blick auf die Ziele der modernen konservativen Dogmatik uns darin stärken!

Schluß folgt Horst Stephan

*) Vgl. die Zusammenstellung in meiner Neuausgabe von Friedrich Nitzschs Lehrbuch der Dogmatik, S. 188ff.

Gottfried Traub

5

Man sagte von ihm, daß er immer hetze. Einige schalten ihn nur den Agitator. Mit diesem Wort macht man arglose Gemüter bange. „Was ist das für ein unangenehmer Mensch, der die Dinge nicht laufen lassen kann!" Man warnte vor ihm. Es ist eben einmal so, daß die Meisten erschrecken, wenn sie die Dinge sehen, wie sie wirklich sind. Denn die kräftigsten Agitatoren der Welt sind leider Tatsachen, trübe Tatsachen von Elend, Not, Schuld. Wer diese nicht verschönt, sondern die Verantwortlichkeit des Einzelnen für die Zukunft ernst nimmt, der wird meistens unangenehm empfunden. . . . Gerne läßt man sich treiben vom großen Strom der Menschen, aber man zürnt den Treibern, die den Menschen aufrütteln.

Vor sieben Jahren hat Traub diese Worte geschrieben. Ich weiß nicht, ob er sie schon damals mit Bezug auf sich gemeint hat. Man hat ihm ja schon früh das Agitieren vorgeworfen, weil er nicht bloß das feingeschriebene Buch über die soziale Ethik hat ausgehen lassen, sondern selber mannhaft in den sozialen Kampf eingetreten und auch dann nicht gewichen ist, als jenes für die Kirche so unendlich verhängnisvolle Vorgehen gegen die sozialen Pfarrer, die ein Wort aus hohem Munde Unsinn genannt hatte, einsetzte. In den kirchenpolitischen Kampf ist Traub erst langsam hineingezogen worden. Man trug ihm die Redaktion des Gemeindeblatts für Rheinland und Westfalen an, als eben die Bewegung der Freunde der evangelischen Freiheit ein paar Jahre begonnen hatte. Er nahm sie an, und unter seiner tatkräftigen Leitung wuchs das Blatt, getragen von der immer mehr ansteigenden Bewegung, deren Namen es auch annahm, rasch empor. Daß da der Kampf nicht ausbleiben konnte, liegt auf der Hand. Aber es muß doch auch einmal hier festgestellt werden: wie diese Bewegung erwachsen ist aus der Absicht, die der Kirche entfremdeten, vielleicht sogar von der Religion ganz abgekommenen Menschen für das Christentum und für kirchliche Arbeit wieder oder neu zu gewinnen, so ist aus diesem Geist auch die Tätigkeit der Christlichen Freiheit*) und die „agitatorische" Tätigkeit von Traub geboren. Die Anfeindungen der Leute, die sich an einem freien Christentum ärgerten, einfach schon weil es ausgesprochen wurde und weil es Leute gewann, die man sich gewöhnt hatte als verlorene Weltmenschen ohne Seele anzusehen, weil ihre seelischen Bedürfnisse anderswo lagen als an der begangenen Kirchenstraße, haben erst dieser apologetischen Arbeit gewisse polemische Nebentöne beigemischt. Die Anzeigen, die feindseligen

*) Seit 1909 führt das ehemalige „Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen" den Namen „Christliche Freiheit".

D H

Bekämpfungen in den Kirchenblättern und die anonymen Zusendungen blieben keinem von den Männern erspart, die dort arbeiteten, um dem Christentum und der Kirche zu dienen. Und alle die wurden als „Agitatoren" geschmäht, die es wagten, den Menschen in ihrer Weise zu sagen, was Frömmigkeit, was Glaube, was christliches Ideal und christliche Arbeit sei, weil sie sich auch herausnahmen zu sagen, was ihnen von der Ueberlieferung nicht mehr als Wahrheit und Kraft erschien. Je länger, je mehr trat Traub in dieser Arbeit hervor, und wenn heute überall unter den Gebildeten Rheinlands und Westfalens jener öde Indifferentismus schwindet, der der Religion das allerfeindseligste Element ist, so ist das in ganz hervorragendem Maße Traubs Verdienst.

6

Aber, wird man sagen, all das steht nicht unter Anklage, mag man es nun für erfreulich oder unerfreulich halten. Unter Anklage stehen Traubs „Maßlosigkeiten", seine „Ungeheuerlichkeiten", durch die er, wie das Münsterer Konsistorium sagt „die 26. Westfälische Provinzialsynode aus Anlaß ihrer Beschlußfassung über das Pfarrbesetzungsgesetz, das Spruchkollegium, die kirchlichen Ordnungen, endlich den Pfarrerstand öffentlich beleidigt, bezw. herabgewürdigt hat." Dadurch, sagt die Anklage, hat „er sich der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die sein Beruf erfordern, unwürdig gemacht." Die Anklage verweist für diese Beschuldigungen ganz summarisch auf einzelne Nummern der Christlichen Freiheit, auf Vorträge von Traub (so viel mir bekannt ist, ist nur seine Berliner Jathorede gedruckt), endlich auf die bekannte Broschüre, ohne von dieser Seitenzahlen zu nennen. Man weiß deshalb nicht authentisch, welche Sätze eigentlich zur Anklage stehen.

Gegenwärtig wird viel beachtet eine in der Evangelischen Kirchenzeitung Nr. 44 von Superintendent Gensichen gemachte Zusammenstellung der „wichtigsten Kraftstellen". Ich kann dieser Arbeit nicht eine irgendwie offiziöse Bedeutung beilegen. Denn eine Behörde wird nicht einen Redakteur für Dinge verantwortlich machen, die seine Mitarbeiter geschrieben haben, und doch sind unter den von Gensichen ausgeschriebenen Sätzen eine ganze Anzahl, und gerade die schärfsten, gar nicht von Traub! Allerdings kann Eines stutzig machen. Die Beleidigung der 26. Westfälischen Generalsynode wird von Gensichen, genau der Anklage entsprechend, in den Nummern 38, 39 und 40 gefunden. Nun steht freilich in Nummer 38 der „beleidigende" Satz: „So kläglich hatten wir die Provinzialsynode doch nicht eingeschätzt." Diesem, auch stilistisch mißratenen Satz hat dann Traub in Nummer 40 (Nummer 39 enthält lediglich einen Bericht über die Aktion der Synode gegen Traub ohne irgend ein kritisierendes Wort) ausdrücklich seine korrekte Gestalt gegeben. Traub sagt ausdrücklich, eine persönliche Beleidigung des Kollegiums habe ihm selbstverständlich ferngelegen; was er habe sagen wollen, sei dies, daß er, nachdem sich die Synode das letzte Mal noch mit 28 Stimmen gegen das Gesetz erklärt hatte, ein so klägliches Resultat der Abstimmung nicht erwartet hätte. Dabei hatte die Synode ihrerseits inzwischen offiziell kundgetan, sie glaube „sich etwas zu vergeben (!), wenn sie Traubs Aeußerung auf Inhalt und Ton charakterisieren wolle." Das ist doch auch nicht gerade sehr fein. Man mag über Traubs Satz denken, wie man will, jedenfalls hat er seine als kränkend verstandene Aeußerung zurückgenommen und erklärt, daß sie nicht beleidigen sollte. Aber das Münsterer Konsistorium und Superintendent Gensichen führen sie — und buchen sogar ihre Zurücknahme weiter als Beleidigung.

Ich kann nicht alle Stellen durchgehen. Herabwürdigung der Ordnungen der Kirche kann ich in den vom Konsistorium genannten Nummern überhaupt nicht finden. Aber vielleicht bin ich nicht feinfühlig und nicht juristisch genug dazu. Ich finde in diesen Nummern wohl ein paar scharfe Bemerkungen über Erlasse des Oberkirchenrates. Zum Beispiel bei Gelegenheit der Aberkennung des Pfarrertitels an Jatho, besonders als da der Reichsbote wieder einmal vorauswußte, was kommen würde, während die Anderen noch hofften, unter ihnen auch die Mittelpartei, deren Führer Kahl gerade die gegenteilige Auffassung vertreten hatte. Aber Kritik kirchenbehördlicher Erlasse ist doch noch keine Herabwürdigung der kirchlichen Ordnung!

Scharf hat Traub geschrieben über das Spruchkollegium. Vielleicht zu scharf. Aber hat eine kirchliche Behörde nicht so viel menschliches Verständnis, daß sie mit diesem Pfarrer fühlt, der der Verteidiger seines Amtsgenossen war? Er stand unter der ganzen Wucht seiner Erfahrungen mit dem Spruchkollegium, von der mangelhaften Anklage an durch die Sonderbarkeiten des Verfahrens hin bis zu dem kühl „feststellenden" Spruch. Er wußte sich so eng wie kein Zweiter verbunden mit dem Manne, dessen Richter selbst anerkennen mußten, daß er mit großem Segen für das Christentum gewirkt hatte und von der Mehrzahl in seiner Gemeinde geliebt und verehrt wurde, wie es selten einmal einem Mann in seinem Berufe geschieht — ich denke nicht bloß an die Pfarrer —, und dem das alles nichts geholfen hatte, weil der Buchstabe und eine Mehrheit von wenigen Richtern gegen ihn war. Wir können so gut mit Traub fühlen, was er in seiner Berliner Rede gesagt hat:

> Als ich vor acht Tagen aus Berlin ging, nachdem der Spruch gefällt war, da war in meinem Herzen etwas zerbrochen, und ich kann das nicht ändern, trotz all der Freude, die ich nun seither erfahren.

Aber man braucht gar nicht an menschliches Verständnis zu appellieren. Traub hat das Spruchkollegium nicht beleidigt. Er hat auch in dem schärfsten Artikel, den er unter dem unmittelbaren Eindruck der Absetzung Jathos geschrieben hat, in Nr. 27, ausdrücklich gesagt:

> Das Spruchkollegium ist gerichtet: nicht die einzelnen Richter, aber die Einrichtung; nicht um dieses Spruches willen, sondern weil es eine innere Unmöglichkeit ist für Alle, die im Protestantismus den Schein als die Sünde beurteilen gelernt haben. Es kam zu Tage: es gibt keine objektiven Maßstäbe der Lehre ...

Nicht einmal die Männer hat er angegriffen, die das Kollegium geschaffen haben. Auf S. 45 seiner Broschüre schreibt er wiederum ausdrücklich:

> Wir sind die Letzten, welche diese ineinander verwickelten Unklarheiten und Widersprüche auf das Konto einzelner Männer schreiben. Die Unklarheit liegt in der Lage selbst. Sie ist begründet im Begriff der Kirche.

Traub hat also an der Institution scharfe Kritik geübt, nicht an den Männern. Sind Institutionen der evangelischen Kirche heilig? Darf man nicht mehr sagen, daß eine gewisse Institution in ihr unrecht und unsittlich und unfromm sei? Ist das, gar nicht uralte, sondern sehr neue Irrlehregesetz, dessen Väter schon heute seine Verbesserungsfähigkeit zugeben und proklamieren, unantastbar? Und wenn man auf die Tonart Traubs den Nachdruck legen will, so weiß man doch aus den Prozessen um die Schmähung der katholischen Kirche, daß selbst dort eine religiöse und sittliche Kritik, und sei es die schärfste, erlaubt, nur eine in gemeiner und herabwürdigender Absicht und Sprache geschehene strafbar ist. Wird man wirklich im Ernst Traub eine solche Absicht zutrauen?

Was man alles herausholen muß, um Traubs Schuld groß erscheinen zu lassen, zeigt sich daran, daß Gensichen sogar den von Traub abgedruckten Postanweisungsabschnitt, der von einem orthodoxen Pfarrer herrührt, unter Traubs Sünden aufzählt, weil dieser orthodoxe Pfarrer von einer „brutalen Intoleranz der Mehrheit des Spruchkollegiums" spricht. Daß Traub sich damit nicht identifiziert hat, zeigen doch seine vorhin angedeuteten Worte klar genug. Man wird vergeblich unter allen Sätzen Traubs persönliche Beleidigungen suchen oder hämische, höhnische, aus niedriger Gesinnung, aus eines Pfarrers unwürdiger Absicht entsprungene oder in der Form seiner unwürdige Aeußerungen.

7

Was am belangreichsten wäre, wenn man es Traub nachzuweisen vermöchte, das wäre die Herabwürdigung des Pfarrerstandes in seiner Broschüre. Aber hier ruht nun die Anklage auf einem schweren, schier unfaßlichen Mißverständnis. Wenn Traub in seiner Schrift ein Kapitel wider die Theologen schreibt: muß ich wirklich noch Sätze aus diesem Kapitel zitieren, um zu zeigen, daß er sich miteinschließt, daß er damit auch gegen den Theologen in sich selber angeht?

Im Evangelium Matthäi, Kapitel 23, steht eine Streitrede Jesu gegen das Schriftgelehrtentum. So oft ich sie lese, fühle ich mich getroffen, ja bis ins Innerste verwundet. Wir Theologen von heute sind im Grunde keine anderen Menschen als die Schriftgelehrten von einstens, und der härteste Spruch, der dort gefällt wird, ist wahr: „Ihr geht ja selbst nicht ins Himmelreich, aber Ihr laßt auch die nicht hinein, die hinein wollen."

Traub hat einst (1904) selbst in jener Betrachtung, die am Anfang dieses Artikels zitiert wurde, die Grenze zwischen dem „verderblichen Hetzen" und dem notwendigen Aufrütteln so gezogen, daß er sagt:

Wo schlechte Mittel in die Hand genommen werden, kann nichts Gutes herauskommen. Das Schlechteste in der Welt ist der Brauch, sich selbst in die Schuld nicht einzurechnen, die man Anderen aufrechnet. Der Hetzer tritt der Welt gegenüber als der Reine, Unfehlbare. Wenn aber den Menschen echte Begeisterung erfaßt, verurteilt er sich selbst gerade so wie die Anderen, und drängt nur zur Sache.

Ich denke, er hat damit Recht, und wir rücken ihn gern in das Licht dieses Maßstabes. Ein Mann, der sich selbst immer wieder unter jene Worte Jesu stellt, würdigt seinen Stand nicht herunter, sondern er tut etwas ganz Anderes: er rüttelt ihm das Gewissen auf! Er kämpft in seinem Stand und in seinem Gewissen den uralten Kampf zwischen Priester und Prophet, zwischen Institution und Religion. Er wendet sich an das Menschliche und Prophetische, das Heilige und Fromme in seinem und aller Theologen Herzen, gegen das Handwerkertum, das Pharisäertum und die Hierarchengelüste, deren Gefahren Jeder an sich kennt. Solche Sätze für beleidigend oder herabwürdigend erklären, heißt geistliche Dinge juristisch verengen, heißt die Glut der Frömmigkeit und Sittlichkeit nicht sehen, sondern beleidigende Absicht kleinmenschlicher Eitelkeit hinter ihr suchen.

8

Aber die „Maßlosigkeit" des Mannes. Ließe sich das alles nicht auch anders, schlichter, in aller Ruhe und ohne das Pathos der Entrüstung sagen? Gewiß. Und Traub kann das. Er hat es früher auch getan. Und man könnte auch als sein Freund wünschen, er hätte, da er seine Broschüre herausgab, sich an den schönen Satz erinnert, den er in „Ethik und Kapitalismus" geschrieben hat:

Jeder Berufsangehörige wird in der Charakteristik des eigenen Berufs doppelt vorsichtig sein. Er kennt zu gut die Schwierigkeiten persönlicher Pflichterfüllung und will sich deshalb nicht zum Richter oder Gesetzgeber aufwerfen.

Daß Traub das heute bei einigen Sätzen vergessen hat, daß er vielleicht die Gefahren und Mängel unseres theologischen Berufes überscharf hervorgehoben hat,*) von denen er damals auch noch gerechter sagte, daß sie jeder geistige Beruf, selbst und nicht zuletzt der des Kaufmanns, habe (S. 125), dafür aber hatte er wahrlich mildernde Umstände.

Man sollte doch überall Verständnis dafür haben, was der Kampf, von dem schon gesprochen wurde, und die Mittel, mit denen er geführt wird, schließlich für den Menschen, gegen den er sich richtet, bedeuten. Man sollte begreifen, was es heißt, in jeder Nummer durch die katholische und die evangelische Kaplanspresse gezogen zu werden und das auch noch als Redakteur lesen zu müssen. Man sollte einmal eine Zeitlang die wundervollen Anonymitäten bekommen haben, und dann noch auf die Anzeigen solcher Anonymi von seiner Behörde vernommen werden! So gut man verstehen kann, daß die kirchlichen Behörden durch all diese Dinge beunruhigt werden, und ebenso wie man dem Konsistorium in Münster bei seiner harten und in der Sache verfehlten Anklage das zu gute halten wird, so sollte man dieses nun doch auch verstehen, was für Stimmungen diese ewigen Auseinandersetzungen mit der Behörde in einem Pfarrer hervorrufen, zumal sie so oft von Leuten veranlaßt werden, die mit Fleiß in die Kirche gehen, ja selbst von außen zureisen, um an einer Predigt „Aergernis" zu nehmen, diese angeblich „Schwachen"! Und dann der Kampf um das Spruchkollegium, der Kampf um die Zeugen, die sehr merkwürdige Anklage, die Entziehung des Pfarrertitels — man kann begreifen, daß die jahrelange Quälerei auch einen Mann von großer Geduld und einen, der in Seminar- und Stiftserziehung hart geworden ist, aus der ruhigen und objektiven Haltung bringen kann. Zumal wenn er Temperament hat. Und das hat Traub. Es macht ein Stück seines Reichtums aus.

Wer das sich wirklich lebendig vor die Seele stellt, der hört aus Traubs grellen Worten nur noch das Eine heraus: ein starkes und zartes Gewissen, das kein Unrecht mit ansehen mag, das die Not der Zeit, die soziale und die religiöse, die amtliche und die kirchliche, im Innersten empfindet und im Geiste Jesu Wahrheit und Liebe, Barmherzigkeit und Kraft zum Guten, dazu neue soziale und kirchliche Verhältnisse, in denen das alles besser als jetzt gedeihen kann, schaffen helfen will.

Auf die Absetzung Traubs war es nach dem Tenor der Anklage abgesehen. Es ist dem Oberkirchenrat zu danken, daß er die Sache von diesem Kläger, der zugleich Richter sein sollte, weggenommen, und einer anderen Behörde übergeben hat. Wir wollen hoffen, daß man dort anders urteilen wird. Nicht aus Klugheitsgründen. Nicht weil die Kirche unendlich Schaden erleiden muß, wenn dieser Mann hinausgetan wird auf Grund dieses Anklagematerials. Nicht, weil man sich vor dem Verdacht fürchten müßte, daß die kirchlichen Behörden ein Irrlehreverfahren um des großen Aufsehens willen, das es machen wird, gescheut hätten. Die disziplinäre Entsetzung Traubs auf diese Anklage hin wird die Gemüter nicht weniger erregen als ein Fall Traub vor dem Spruchgericht. Und doch darf das Alles nicht den Ausschlag geben. Aber man darf hoffen, daß es in Preußen noch evangelische Kirchenbehörden gibt, die anders als die Ankläger hören, was in diesem Pfarrer hinter der scharfen Kritik Heiliges und Ernstes, Innerstes und Bestes wohnt, und die eine Kritik aus dem Zwang des Gewissens heraus noch unterscheiden können von einer „Beleidigung" und „Herabwürdigung"; die sogar Traubs Wort verstehen und billigen: „Gott schafft sein Werk durch Menschen aller Art, und wo ewige Kraft mit ihrem Feuer die menschliche Seele berührt, da lodern die großen Leidenschaften auf wie Vorboten der Zukunft."

Heinrich Weinel

Die Weltlage und das deutsche Interesse

1

Der Marokkohandel, der italienisch-türkische Krieg um Tripolis und die Revolution in China sind die drei großen Krisen, zu denen sich die politische Gesamtlage zugespitzt hat. Am meisten und unmittelbarsten ist Deutschland an der ersten beteiligt, die in diesen Tagen zum vorläufigen Abschluß gelangt ist: zu einem unerfreulichen, wenn man dem Urteil des größten Teils der öffentlichen Meinung glauben will. Wer in dieser Angelegenheit für die Politik unserer Regierung eintritt, setzt sich der Gefahr aus, für unpatriotisch oder für offiziös gehalten zu werden, und es gibt Leute, denen das Zweite noch weniger angenehm ist, als das Erste. Trotzdem müssen wir es aussprechen, daß der Ausgang der Marokko-Sache für Deutschland in Wirklichkeit weniger unerfreulich und günstiger ist, als die Meisten wahrhaben wollen. Man wirft der Regierung Schwäche vor; aber die das tun, sind kaum in der Lage, ein Gegenprogramm gegen die Politik unseres Auswärtigen Amtes in Sachen Marokko aufzustellen und durchzuhalten. Die Einen sagen, wir hätten einen Teil von Marokko für uns nehmen sollen, die Anderen, Frankreich hätte viel mehr Kongo abtreten müssen, wenn es ganz Marokko haben wollte. Dazu kommt der Vorwurf, wir hätten uns schwach gegenüber englischen Anmaßungen gezeigt.

Zuerst die Frage, ob und wie weit das Programm „Süd-Marokko deutsch" eine praktische Möglichkeit bedeutete. Versetzen

*) Uebrigens wirkt aufreizend eigentlich nur die Reklamebinde, die Eugen Diederichs dem Buch umgelegt hat, wie er durch eine ähnliche auch das Buch von Walther Köhler über Konrad Ferdinand Meyer für seine antiprotestantischen, mystisierenden Tendenzen mißgestaltet hat. Die Autoren sollten doch einem Verleger durchaus nicht gestatten, ihren Büchern in dieser Weise seine Exegese unterzuschieben.

wir uns, um die Antwort zu finden, einen Augenblick auf den Standpunkt, den die englische und die französische Politik hier einnehmen mußten, wenn das Lebensinteresse ihrer Länder gewahrt bleiben sollte. Frankreich wünscht in Nordafrika ein großes und geschlossenes Kolonialreich zu besitzen, zu dem Ende erstrebt es die Herrschaft über Marokko. Die Nordküste des Landes hat es, wenn auch widerstrebend, unter dem Einfluß englischer Vermittlung im Voraus an Spanien dahin gegeben, um den ganzen Rest sicher zu behalten. Da kommt Deutschland und sagt: ich will auch ein Stück von Marokko haben. Geben die Franzosen es heraus, so bedeutet das für die Verwirklichung ihrer Ziele in Nord-Afrika etwas ganz Anderes, als wenn Spanien einen Anteil an Marokko besitzt. Spanien ist in politisch-militärischer Beziehung nur eine Mittelmacht; dazu ist es finanziell und allgemein wirtschaftlich von Frankreich im hohen Grade abhängig. Die Franzosen brauchen also nicht zu befürchten, daß ihr afrikanisches Reich von Spanisch-Marokko aus gefährdet werde. Sitzt aber eine Macht wie Deutschland in Süd-Marokko, dem sogenannten Susgebiet, so muß Frankreich mit der Möglichkeit rechnen, in jenem Augenblick, wo es mit uns in politische Differenzen gerät, von Deutsch-Marokko aus sein ganzes afrikanisches Reich vom Atlantischen Ozean bis zur Syrte in Brand gesetzt zu sehen. Dazu wäre es nur erforderlich, vom Sus aus Waffen, Geld und vielleicht noch geeignete Führer nach Französisch-Marokko, nach Algier und Tunis hineinzuwerfen. Die eingeborene mohammedanische Bevölkerung Nord-Afrikas ist den Franzosen heute so wenig freundlich wie 1830, als die Franzosen Algier, und wie 1883, als sie Tunis nahmen. Fünfzig Jahre hat die Periode der Aufstände, d. h. der bewaffneten Gegenwehr der Kabylen und Araber in Algier gegen die französische Herrschaft gedauert, und bei geeigneter Gelegenheit würde die Empörung sofort wieder ausbrechen. Das bedeutet für Frankreich, daß es vorteilhafter wäre, auf den Erwerb Marokkos überhaupt zu verzichten, als in Marokko die Nachbarschaft eines starken Staates zu haben, dessen Politik mit dem französischen in gewaffneten Gegensatz geraten kann.

England wiederum ist, wie wir wissen, ganz und gar abhängig von der Verproviantierung mit überseeischen Lebensmitteln. Vor allen Dingen gilt das für Brotkorn und für Fleisch. Das meiste Getreide und eine große Menge Fleisch gelangen nach England aus den südamerikanischen Verschiffungshäfen, namentlich aus Argentinien. Der Kurs dieser mit Nahrung für das englische Volk beladenen Flotten führt dicht an der nordafrikanischen Küste vorbei, zwischen Marokko und den Kanarischen Inseln. Eine deutsche Flottenbasis in Agadir würde also bedeuten, daß im Kriegsfall die Verpflegung Englands schwer gefährdet wäre. Allerdings würden wir, auch wenn Agadir uns gehörte, dort keinen Kriegshafen anlegen, weil er zu viel Kosten verursachen und eine weitere starke Vermehrung unserer Marine zur Folge haben müßte. Wir können aber nicht verlangen, daß uns die Engländer das glauben. Stellen wir uns einmal vor, daß Helgoland noch englisch und ein feindlicher Stützpunkt für den Fall einer Blockade der Elb- und Wesermündung wäre! Aehnlich, wenn auch nicht ganz so schroff, ist das Empfinden der Engländer gegenüber deutschem Besitz auf dem Wege von La Plata nach London. Wollen die Gegner unserer Regierungspolitik da wirklich sagen: Tut nichts, Süd-Marokko muß deutsch sein? Wenn sie das sagen, so heißt das nichts Anderes, als daß wir dieses Programm im Kriege mit Frankreich und England durchsetzen wollen. So lange sich unser ganzes Verteidigungssystem an der Nordsee noch im Ausbau und in der Neubewaffnung befindet, und so lange die Schienenverbindung zwischen der Bagdadbahn und den syrischen Eisenbahnen noch nicht fertig ist, die Türken als Verbündete Deutschlands also die Diversion auf die Stellung Englands in Aegypten noch nicht unternehmen können, wäre es ein Leichtsinn ohne gleichen, um eines Objektes wie Süd-Marokko willen loszuschlagen. Sähen wir uns wirklich vor der Notwendigkeit, uns um anderer dringlicher Lebensinteressen, oder um unserer nationalen Ehre willen mit England und Frankreich zu schlagen, dann müßte und würde der Preis des Krieges doch noch ein ganz anderer sein als ein Stück von Marokko. Können wir die Franzosen und Engländer in dem Weltkrieg, den der Waffengang mit ihnen entfesseln würde, auf die Kniee zwingen, dann können wir uns ganz Marokko nehmen und noch Verschiedenes mehr in Afrika, Asien, Australien und Europa dazu. Die Idee aber, um Süd-Marokkos willen Krieg zu führen, ist nicht nur leichtsinnig bis zum Frevel, sondern sie ist auch um des Objektes willen, das sie sich vorsetzt, absurd.

Den Franzosen lag viel an Marokko. Darum haben sie Spanien eine Abfindung an Ort und Stelle zugestanden, und sich uns gegenüber verpflichtet, Marokko aus ihrem übrigen kolonialwirtschaftlichen System herauszunehmen und die wirtschaftliche Türe für Jedermann, d. h. für uns in erster Linie, offen zu lassen; ferner uns mehr als eine Viertelmillion Quadratkilometer Kongo abgetreten; endlich sollen wir für den Fall weiterer Besitzstandsänderungen im äquatorialen Afrika, wo Frankreich bisher Vorrechte besaß, freie Hand haben. Das ist nicht wenig, wenn man erwägt, daß wir in Marokko bisher keinen weiteren Rechtsanspruch besaßen als den, durch Bestehen auf der formalen Unabhängigkeit des Landes den Franzosen das Geschäft verderben zu können. Jetzt der Regierung in der Presse, im Reichstag, in Versammlungen und auf jede andere Weise in den Rücken zu fallen, und sie zu beschuldigen, daß sie aus Schwäche und Inkonsequenz unsere nationalen Interessen preisgegeben habe, ist weder gerecht noch politisch klug.

Ebensowenig kann es gebilligt werden, wenn koloniale Kreise ohne weiteres den ganzen Gebietszuwachs im Kongo schlecht machen. Daß der bisherige Staatssekretär des Kolonialamtes seinen Abschied nimmt, wenn er das Abkommen mit Frankreich mißbilligt, ist sein gutes Recht; daß er es in einer Weise tut, die Deutschland oder doch die deutsche Regierung nach innen wie nach außen bloßstellt, ist falsch. Wer unter Verhältnissen, wie sie bei uns in Preußen-Deutschland vorliegen, die Laufbahn des hohen Staatsbeamten einschlägt, muß auch die Selbstüberwindung besitzen, in solch einem Augenblick wie jetzt, die Bedürfnisse des gekränkten Selbstgefühls und den Wunsch nach Revanche durch das Urteil der Menge zu unterdrücken. Es ist durchaus nicht Alles wertlos, was wir bekommen haben. Manches, wie z. B. französisch Adamaua, ist ebenso gut wie die besseren Stücke von Kamerun, und der Zipfel, den wir dafür hingegeben haben, kommt für eine ernsthafte Erwägung nicht in Betracht.

2

Der zweite kritische Punkt in der internationalen Lage ist Tripolis. Hier ist es uns leider nicht möglich, die Politik unserer Regierung ebenso zu verteidigen, wie in der Marokkofrage. Vom Standpunkt der politischen Moral aus findet sich zunächst nicht leicht ein Ausdruck, der scharf genug ist, um das Räubermäßige des Ueberfalls zu kennzeichnen, den die Italiener auf die Türkei verübt haben. Schon aus diesem Grunde mußte die Sympathie der zivilisierten Welt durchweg auf der Seite der Türken sein. Dazu kommt, daß die inneren Motive auf der italienischen Seite überwiegend frivoler Natur zu sein scheinen. Noch wenige Wochen vor dem Aufbruch der Expedition nach Tripolis hat der König von Italien sich öffentlich dahin geäußert, daß seine Regierung keine Politik der Abenteuer beabsichtige. Es ist auch nicht so sehr Viktor Emanuel III., der diesen Raubkrieg unternommen hat — wiewohl ihn natürlich die formelle Verantwortlichkeit trifft — als eine Gruppe von Spekulanten, Geschäftspolitikern und Chauvinisten. Zu den übelsten Erscheinungen des politischen Lebens in den parlamentarisch regierten romanischen Staaten gehört die Verflechtung zwischen Abgeordneten-Mandat und Geschäft, durch die vom Parlament aus das politische Leben korrumpiert wird. Eine ganze Anzahl von Mitgliedern der italienischen Kammer ist an zweifelhaften Unternehmungen der italienischen Bank in Tripolis, Landspekulationen und dergleichen interessiert. Von dieser Seite her wurde schon seit längerer Zeit zur gewaltsamen Okkupation von Tripolis, die man sich törichterweise als eine Art militärischer Spazierfahrt vorstellte, gehetzt. Dazu kam die Steigerung

des italienischen Nationalgefühls während des Jubiläumsjahres. Der Ministerpräsident Giolitti, von der Gruppe der in Tripolis interessierten Abgeordneten und Spekulanten, von den Chauvinisten und einigen Militärs bearbeitet, stellte dem Könige vor, daß es an der Zeit sei, der starken antimonarchisch-republikanischen Agitation im Lande durch einen glänzenden Coup nach außenhin den Boden abzugraben. Auf der anderen Seite darf nicht verschwiegen werden, daß auch die Türkei durch konsequente Nichtberücksichtigung der italienischen Beschwerden in Tripolis, bis zu einem Maße, das als Demonstration verstanden werden konnte, zur Verschärfung der Stimmung in Italien beigetragen hat. In Tripolis gibt es wie auch in Tunis eine zahlreiche italienische Bevölkerung, meist kleine Leute: Händler, Gewerbetreibende, Landbesitzer, die sich mit Gemüse- und Obstbauen beschäftigen und dergleichen; außerdem das oben genannte Geldinstitut, den Banco di Roma, und eine Anzahl Export- und Importgeschäfte. Zwischen den Italienern und Türken bestanden verschiedene Streitfragen, über Grundbesitz, Gerichtsbarkeit, Zoll ꝛc., und vom türkischen Standpunkt aus wäre es wohl das Klügere gewesen, den italienischen Beschwerden gegenüber eine nicht gar zu schroff ablehnende Haltung einzunehmen. Freilich war sich ebenso die Regierung wie die öffentliche Meinung in der Türkei dessen wohl bewußt, daß die letzten Absichten Italiens in Tripolis nicht auf eine Erledigung einzelner mehr oder weniger untergeordneter Punkte, sondern auf die Annektion des ganzen Landes gingen, und daraus erklärt sich die Abneigung, mit der man in Konstantinopel die italienischen Forderungen von vornherein betrachtete.

Es scheint, daß der Entschluß, Tripolis zu überfallen, auf italienischer Seite in der Tat einigermaßen plötzlich gefaßt worden ist. Eine Mitteilung des Vorhabens an die übrigen Mächte, England und Frankreich einbegriffen, soll nicht oder doch erst in dem Augenblick erfolgt sein, als die Expedition schon so gut wie unterwegs war. Italien hatte es jetzt eilig, nachdem es in seiner Kolonialpolitik bisher so viel versäumte. Als 1878 nach dem Kriege zwischen Rußland und der Türkei auf dem Berliner Kongreß die Neuregelung des Besitzstandes am Balkan vorgenommen wurde, ermunterten Deutschland und Oesterreich-Ungarn gemeinschaftlich Italien, Tunis zu okkupieren. Italien hätte es gern getan, wagte aber aus Furcht vor Frankreich trotz der in Aussicht gestellten Rückendeckung nicht, zuzugreifen. Wenige Jahre später war Tunis französisch. Um einen Ersatz für dieses entgangene Kolonisationsobjekt zu finden, das beste, das Italien je hätte zu Teil werden können, unternahm man die Expedition nach Abessynien. 1885 wurde Massaua am Südende des Roten Meeres besetzt. Den Versuchen, weiter ins Innere vorzudringen, stellten die Abessynier erst Proteste, dann bewaffneten Widerstand entgegen. Die Italiener gedachten, durch einen Hauptschlag ihr Ziel zu erreichen, und schickten eine Armee nach Afrika. Das Ende dieser Expedition war der militärische und moralische Zusammenbruch im Dezember 1895 bei Amba Aladschi und im Januar 1896 bei Adua. Nachdem das abessynische Abenteuer Tausende von Soldaten und viele Hunderte von Millionen Francs gekostet hatte, entschloß sich die Regierung zum Rückzug und zu einem demütigenden Friedensschluß mit dem Negus. Die Urteile, die damals von sachverständiger militärischer Seite über das Versagen der italienischen Führung und über die Leistungen der Truppen gefällt wurden, waren außerordentlich hart. Die Generäle, die in Abessynien geschlagen waren, sind nach der Rückkehr allesamt pensioniert worden; zu dem jetzigen Feldzug nach Tripolis hatte man daher keinen einzigen Befehlshaber mehr, der einen Krieg mitgemacht hätte. Es heißt, daß der General Caneva deshalb zum Kommandeur der Expedition ernannt worden sei, weil er der einzige italienische Offizier in leitender Stellung ist, der einmal Pulver gerochen hat: 1866 als österreichischer Leutnant bei Königgrätz. Wenn man die Nachrichten, die jetzt über die italienischen Leistungen in Tripolis zu uns gelangen, noch so unvoreingenommen prüft, so scheint es, als ob sich die kriegerische Leistungsfähigkeit der italienischen Truppen seit Adua nicht gerade verbessert habe. Dazu kommt das moralische Versagen der Soldaten und Offiziere in der Behandlung der Eingeborenen. Es war eine Narrheit, sich vorzustellen, daß eine muhammedanische Bevölkerung wie die von Tripolis keinen Widerstand leisten würde. Als er ausbrach, verloren die Italiener dermaßen die Besinnung, daß sie sich zu den schimpflichsten Grausamkeiten fortreißen ließen. Diesen Schandfleck wird nichts von ihnen abwaschen können.

Daß Italien sich in einer kolonialpolitischen Notlage befindet, muß zugegeben werden. Italien ist, wenn auch nicht im Gesamtdurchschnitt des Landes, so doch in ausgedehnten Teilen übervölkert, und da es nicht entfernt über ähnliche natürliche Reichtümer in seinem Boden verfügt wie z. B. Frankreich, Deutschland oder England, so ist es nicht imstande, eine Großindustrie von so hoher Entwicklung zu erzeugen, daß der Bevölkerungsüberschuß auf diesem Wege ernährt wird. Eine Folge davon ist die enorm starke Auswanderung. Ein großer Teil der Auswanderer verläßt die Heimat allerdings nicht dauernd, sondern geht zur Saison- und Kontraktarbeit nach Deutschland, Frankreich, Südamerika und den Vereinigten Staaten, von wo Viele mit erheblichen Ersparnissen zurückkehren und dadurch in entscheidender Weise zur Verbesserung der italienischen Wirtschaftsbilanz beitragen. Hunderttausende verlassen die Heimat aber doch endgültig, Jahr für Jahr. Das italienische Element in Brasilien, das sich dort wirtschaftlich und politisch dauernd eingebürgert hat, wird auf eine Million Köpfe veranschlagt; in Argentinien leben noch mehr Italiener, die argentinische Staatsangehörige geworden sind. Es ist begreiflich, wenn italienische Patrioten und Wirtschaftspolitiker mit Schmerzen nach einem Gebiet ausschauen, das unter die italienische Flagge gestellt werden und einen nennenswerten Teil dieser Auswanderung aufnehmen könnte. Tunis hätte diesem Bedürfnis in der denkbar besten Weise entsprochen; ob Abessynien zur italienischen Auswanderungskolonie hätte entwickelt werden können, muß freilich bezweifelt werden. Tripolis bleibt, wenn die Italiener es sich aneignen können, ein schwacher Ersatz für Tunis, aber immerhin wäre es ein Ersatz. Zwar das eigentliche Tripolis, die Küste zwischen den beiden Syrten von Ras Adjir bis Benghasi, ist, von einzelnen Oasenstrichen abgesehen, wirtschaftlich sehr wenig wert, und das Hinterland ist nicht viel besser. Barca dagegen, die alte Cyrenaica, ist für Kolonisationszwecke nicht ungünstig. Die Blüte der einstigen Griechenstädte, der libyschen Pentapolis, beruhte auf See- und Karawanenhandel, Ackerbau und Viehzucht, wofür namentlich der nördliche Teil des Plateaus von Barca günstige Vorbedingungen bietet. Nicht nur in den tief eingeschnittenen, vom Inneren zum Mittelmeer herabkommenden Flußtälern, sondern auch auf dem Plateau reicht die natürliche Bewässerung durch Quellen, Bäche und Regenfall und die Fruchtbarkeit des Bodens für die meisten Kulturen aus. Einzelne Tallandschaften, auf die dasselbe zutrifft, finden sich auch im eigentlichen Tripolitanien. Während dieses aber im Ganzen genommen den Klimatypus der Sahara aufweist, besitzt Barca noch Mittelmeerklima; seine Gebirge sind zum Teil bewaldet, und die zur Küste hin sich abdachenden Landschaften sollen eines ähnlichen Anbaues fähig sein, wie das Atlas-Vorland im westlichen Marokko. Kein Wunder daher, wenn die Italiener ihre Hoffnung darauf setzen, hier ein Kolonisationsgebiet vor den Toren der Heimat zu finden.

Für die Türkei bildet der Besitz von Tripolis an und für sich eher eine Last als einen Nutzen. Die Provinz ist zu weit entlegen, als daß sie auch von der neuen tatkräftigen Regierung in Konstantinopel mit ähnlichem Nachdruck verwaltet und entwickelt werden könnte, wie man das durch Bahnbauten und andere Maßnahmen in Anatolien, Syrien und Mesopotamien jetzt zu tun versucht. Außerdem absorbiert sie einen Teil der türkischen Wehrkraft. Beiträge zu den allgemeinen Kosten des Staatshaushalts ist sie nicht zu leisten imstande, im Gegenteil, der Aufwand für die Verteidigung muß von Konstantinopel aus getragen werden. Unter diesen Umständen wäre es, vom rein praktischen Standpunkt aus betrachtet, für die Türkei das Beste, wenn sie Tripolis um einen anständigen Preis an Italien überlassen könnte. Aehnlich wie in der bosnischen und in der kretischen Frage sind aber die Jungtürken auch hier kaum in der Lage, das geschäftliche Interesse den

Forderungen des nationalen Selbstgefühls vorgehen zu lassen; täten sie es, so würden sie der Opposition eine gewichtige Handhabe zu Angriffen auf ihren Patriotismus bieten. Auch abgesehen davon ist aber der nationale Ehrenstandpunkt bei den Jungtürken viel zu scharf ausgeprägt, als daß ihnen die Aufgabe eines Reichsteiles, sei es auch eines für sie minderwertigen, diskutabel erscheinen sollte. Vollends nachdem die Italiener auf eine so brigantenhafte Art und Weise der Türkei an die Kehle gesprungen sind, kann diese sich zunächst auf gar nichts Anderes einlassen, als auf die Verteidigung ihrer Ehre und ihres Besitzstandes mit allen Mitteln.

An dieser Stelle setzt unsere Kritik an dem Verhalten unserer Regierung ein. Es kann nicht verlangt werden, daß wir die Italiener mit Waffengewalt bedrohen, oder ihnen in aller Form die Bundesgenossenschaft kündigen. Aber wir müssen, hiervon abgesehen, Alles tun, was uns möglich ist, um die Türken, in dem ihnen durch die italienische Frivolität aufgezwungenen Kampf moralisch zu unterstützen. Unser Auswärtiges Amt dagegen scheint größeren Wert darauf zu legen, den höchst unsicheren italienischen Genossen formell beim Dreibunde zu erhalten, als die gegenwärtige türkische Regierung zu stützen. Dadurch, daß die Türken und die Araber in Tripolis sich in so ausgezeichneter Weise schlagen und die Waffenehre des osmanischen Reichs auf jeden Fall aufrecht erhalten haben, ist die Situation für den besonnenen rechten Flügel der Reformpartei in Konstantinopel und namentlich für die deutsch-freundlichen hohen militärischen Stellen bedeutend erleichtert. Im entgegengesetzten Fall hätte es wahrscheinlich eine gefährliche Krisis gegeben, durch die entweder die alttürkische Reaktion oder die zu England und Frankreich hinneigenden radikalen Elemente an die Spitze gelangen konnten. Das Eine wäre für die deutschen Interessen so unerfreulich, wie das Andere. Man kann zwar mit einer gewissen Berechtigung sagen: jede türkische Regierung, ob deutschfreundlich gestimmt oder nicht, muß über kurz oder lang zu der Einsicht kommen, daß Deutschland die einzige Macht ist, die unter keinen Umständen darauf ausgeht, sich bei Gelegenheit türkisches Gebiet anzueignen. Darum wird aber doch in der Türkei eine Verbitterung über die gegenwärtige äußerst kühle Haltung der amtlichen deutschen Kreise zurückbleiben, und die praktischen Folgen dieser Stimmung werden sich fühlbar machen. Das Interesse, das wir an einer starken, mit Bewußtsein an die deutsche Politik sich anlehnenden Türkei haben, ist angesichts der von England her drohenden Gefahr, ohne alle anderen Rücksichten, ein schlechthin überwiegendes. Allein mit Hilfe der Türken sind wir imstande, sobald die kurze Frist vergangen ist, die bis zur Vereinigung der Bagdadbahn und der syrischen Eisenbahn bei Aleppo noch aussteht, durch einen militärischen Druck auf Aegypten England zum Friedenhalten zu nötigen, oder, wenn man uns gar keine Möglichkeit mehr dazu läßt, an dieser entscheidenden Stelle einen Gegenschlag zu tun. Italien dagegen ist uns ein so unsicherer und den politischen Anstand wie alle Rücksichten der Menschlichkeit so kompromittierender Bundesgenosse, daß wir wirklich keinen Grund haben, uns Arm in Arm mit ihm vor der Oeffentlichkeit zu zeigen und mit einer solchen Lebhaftigkeit, wie amtlich geschieht, berechtigte Kritiken an seinem Verhalten zu perhorreszieren.

3

An dritter Stelle interessieren uns die Vorgänge in China. Ich habe über das chinesische Reformproblem im Zusammenhange mit dem Missionsthema bereits vor zwei Jahren Einiges in der Christlichen Welt geschrieben und darf, was die inneren Gründe und Notwendigkeiten der Reform betrifft, auf jene Aufsätze verweisen.*) Die schon seit Jahrzehnten im engeren Kreise sich vorbereitende Einsicht, daß es unmöglich sei, dem Andrängen der Westvölker anders als durch Aufnahme ihrer Zivilisation, ihrer Wissenschaft und Technik standzuhalten, kam durch den Sieg der Japaner über die Russen auch bei der Regierung und bei der öffentlichen Meinung zum Durchbruch. Die Schwierigkeiten, die der gesunden Weiterentwicklung und praktischen Durchführung dieser Einsicht im Wege stehen, sind auf der einen Seite die oberflächliche Selbstüberhebung des Chinesentums, das da glaubt, durch Herübernahme äußerer Einrichtungen in kurzer Zeit alles Nötige zu erlangen, auf der andern Seite die Unfähigkeit der regierenden Dynastie. Seit einem halben Jahrhundert, seit dem Tode des Kaisers Hien fong 1861 hat China keinen wirklichen Herrscher mehr gehabt, sondern nur Regentschaften. Am stärksten war während der ganzen Zeit der Einfluß einer hinterlassenen Nebenfrau Hien fongs, die als Regentin den Namen Tse hsi führte und in Europa meist als „Kaiserinwitwe" bekannt war. General Gordon, der „Verlassene" von Chartum, hat sie seinerzeit als den einzigen Mann in China bezeichnet. Sie war zweifellos eine bedeutende Persönlichkeit, aber ihre politische Einsicht besaß doch starke Schranken, andernfalls hätte sie sich nicht beim Boxer-Aufstande auf den Weg der Gewalt gegenüber dem vereinigten Europa drängen lassen können. Unter allen übrigen Angehörigen des Herrscherhauses war und ist auch noch heute keine einzige große oder auch nur einigermaßen kraftvolle Persönlichkeit vorhanden. Die chinesische Opposition, von der jetzt die bewaffnete Erhebung gegen die Mandschus ausgegangen ist, hat außerdem recht, wenn sie den Mandschus vorwirft, daß sie das Volk in der rücksichtslosesten Weise ausgeplündert hätten.

Die Regentin Tse hsi entschloß sich einige Jahre vor ihrem Tode dazu, nach japanischem Muster die Berufung eines chinesischen Parlaments nach zehnjähriger Vorbereitungszeit zuzusagen. Die Reformpartei, deren geistige Wurzeln ganz überwiegend in Japan und Nordamerika liegen, drängte unausgesetzt auf beschleunigte Einlösung dieses Versprechens. Namentlich in Japan, wo zeitweilig bis zu zehntausend Chinesen ein mehr oder weniger oberflächliches Studium der westlichen Wissenschaft absolvierten, wurde aber systematisch gegen die Mandschus gehetzt und die Parole ausgegeben: So lange diese Dynastie am Ruder bleibt, ist die Sache der Regeneration Chinas hoffnungslos. Sehr groß ist auch der Einfluß der demokratischen Idee von Amerika her gewesen. Es heißt, daß in den Vereinigten Staaten mehr Chinesen ihre moderne Ausbildung genossen haben, als in allen europäischen Ländern zusammengenommen. Die amerikanische Regierung erließ bekanntlich im Jahre 1908 auch den Chinesen ihre ganze Kriegsschuld von den Boxerwirren her unter der Bedingung, daß jährlich eine größere Anzahl Studenten nach Amerika geschickt würde. Dazu kam die jahrzehntelange bedeutende Tätigkeit amerikanischer Unterrichtsanstalten in China. Diese tragen zwar missionarischen Charakter, beschäftigen sich aber zum Teil sehr energisch mit wirtschaftlicher und politischer Propaganda für amerikanische Interessen und amerikanische Ideen. Daher kommt es z. B., daß dem westländisch gebildeten Chinesen der amerikanische Nationalheld Washington als der Idealtypus des westlichen Menschen, als Verkörperung des abendländischen Patriotismus und des politischen Freiheitsgedankens an sich erscheint. Es gibt zahlreiche Chinesen, für die Washington überhaupt der einzige Westländer ist, dessen Namen sie kennen.

Den Anstoß zur Revolution gab die Absicht der Regierung, den Eisenbahnbau in der wichtigen Provinz Sztschwan nicht mit den unzureichenden von den chinesischen Kaufleuten und Notabeln gesammelten Mitteln, sondern mit Hilfe einer großen auswärtigen Anleihe zu unternehmen. An dem Aufruhr in Sztschwan schloß sich die Empörung in dem großen wirtschaftlichen Zentrum des Jangtse-Gebiets, der Dreistadt Hankau-Wutschang, Hanyang. In China sind wohlunterrichtete Leute der Meinung, daß amerikanisches Kapital und zwar die Mittel des Stahltrusts hinter der Revolution steckten, in der Absicht, von der zukünftigen chinesischen Regierung eine große Konzession auf die Eisenerzlager und sonstige mineralische Schätze Chinas zu erlangen. Ob das richtig ist, mag dahingestellt bleiben.

Hätte die Regierung über eine zuverlässige Armee verfügt, so wäre die Unterdrückung des Aufruhrs nicht allzu schwer gewesen. Die Armeereform war aber ebenso mangelhaft durchgeführt wie alles Uebrige, und zwar hauptsächlich durch die Schuld der japanischen Instruktoren, denen natürlich nicht das Mindeste daran lag, China ein wirklich brauchbares Kriegsinstrument zu verschaffen. Von den zahlreichen chinesischen Offizieren, die als Kriegsschüler nach Japan geschickt wurden, wird

*) Jahrgang 1909 Nr. 16 und 17.

sogar behauptet, daß sie auf den japanischen Militärschulen absichlich schlecht ausgebildet und mit antidynastischem Geist gegenüber den Mandschus erfüllt worden seien. Jedenfalls hat die chinesische Armee im großen und ganzen versagt. Gelingt es der Mandschuherrschaft, sich doch noch um den Preis weitgehender Zugeständnisse an die Revolutionspartei zu halten, so wird ihr das nur durch Unterstützung von europäischer Seite her möglich sein. Vor allen Dingen braucht sie Geld, um neue Truppen anwerben und reichlich bezahlen zu können. Bringt sie das zuwege, so wird sie auf die Dauer wahrscheinlich die Oberhand behalten, denn je länger die Revolutionäre zu kämpfen genötigt sind, desto sicherer wird auch in ihren Reihen Uneinigkeit und Kompromißbereitschaft eintreten. Die Idee der Republik der Vereinigten Staaten von China, wie sie einer der geistigen Führer der Revolution vertritt, Sun Yan sen, ein ganz amerikanisierter Chinese, ist eine Utopie, und die Proklamierung der Republik an einzelnen Plätzen wirft auf den politischen Verstand der Revolutionäre ein sehr ungünstiges Licht. Die chinesische Republik würde unweigerlich den Auseinanderfall des Landes in mehrere untereinander uneinige Gemeinwesen und die allgemeine Auflösung aller Verhältnisse bedeuten, mit dem Ende der Militärdiktatur. Die europäischen Interessen in China, die vor allen Dingen in der Aufrechterhaltung des Handels und in der regelmäßigen Zinszahlung für die chinesische Staatsschuld bestehen, würden zweifellos am besten wegkommen, wenn die jetzige Regierung sich hält. Es verlautet daher auch, daß eine belgisch-englisch-französische Finanzgruppe der Dynastie mit einer großen Anleihe zu Hilfe kommen will. Siegt die Revolution, so siegt auf jeden Fall der amerikanische Einfluß. Den Mandschus bleibt dann die Wahl, ob sie sich nach Mukden unter japanischen oder in die Mongolei unter russischen Schutz flüchten und von dort die Restauration unter fremder Schutzgewalt versuchen wollen.

Deutschland ist bei alledem kaum in der Lage, für sich allein politisch einzugreifen oder Vorteile irgendwelcher Art zu erlangen. Dazu würde sowohl bei unsrer Diplomatie als auch bei unsrer Großfinanz erstens eine viel größere Vertrautheit mit den inneren Verhältnissen der chinesischen Welt gehören, als sie bisher bei uns existierten, und zweitens ein gewisser Wagemut, den wiederum nur eindringende Kenntnis der Verhältnisse zu geben imstande ist. Die Ueberlegenheit, namentlich der englischen politischen und finanziellen Vertretung in China über uns Deutsche ist eine so absolute, daß wir ernsthaft garnicht in Konkurrenz treten können; sie entspricht dem viel größeren Verständnis und Interesse, das in England an den chinesischen Dingen besteht. Dasselbe gilt für die Amerikaner. Auch auf jener Seite werden gelegentlich Fehler gemacht, aber in der ganzen Chinapolitik der Angelsachsen ist großer Zug und Stil. Das ist schon darum möglich, weil die englischen Konsuln und Gesandten sämtlich Chinesisch verstehen und mit den Chinesen direkt zu verkehren imstande sind. Bei uns bildet das eine große Ausnahme, und daher wird, solange dieser Zustand dauert, auf unsrer Seite stets die geringere Kenntnis und die geringere Initiative sein. Paul Rohrbach

Verschiedenes

Ein Totentanz. Von Hans Meyer. Berlin, Boll und Pickardt 1911. Volksausgabe. Gebunden 10 Mk.

Seit David Friedrich Strauß in seinem Altersbekenntnis „Der alte und der neue Glaube" gesagt hat, daß man vom Tode nicht spricht, hat sich die maßgebende Stimmung unseres Geschlechts gegenüber dem Tode verändert. Das Lebensgefühl der Gegenwart stellt sich auch diesem Feinde trotzig entgegen. So ist die symbolische Darstellung der Macht des Todes noch immer keine unkünstlerische Aufgabe, wie verschieden auch ihre Ausdrucksmittel gegenüber den seit dem vierzehnten Jahrhundert hervorgetretenen Totentänzen sein müssen. Der Professor an der Akademie der Künste in Berlin, Hans Meyer, hat es aus jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem Gegenstand heraus unternommen, uns Heutigen einen „Totentanz" darzubieten. Das gut ausgestattete Buch enthält 30 Blätter, 18 davon sind als Radierungen erschienen und werden hier in Schriftendruck wiedergegeben, um sie weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Dazu hat der Künstler hier noch 12 andere bisher unveröffentlichte Entwürfe ausgeführt. Es ist ein kühnes Unterfangen, nach den Bearbeitungen, die das Thema des Todes durch Rethel und Max Klinger gefunden hat, den grandiosen Gegenstand von neuem aufzunehmen. Im Vergleich mit diesen beiden Großen herrscht in dem neuen Buche akademische Auffassung und Ausdrucksweise vor; Einzelnes wie z. B. Ritter und Tod beim Turnier wirkt geradezu wie eine historische Reminiszenz. Blätter, wie der Luftschiffer, der Weichensteller, der Radfahrer, führen dann in das moderne Leben. Der Künstler ist auch bemüht, den Tod zu individualisieren; einigemal nimmt er die Züge des Erlösers an. Als zum Faszinierend-Gespenstischen wie bei Rethel ist das Gerippe nirgends gesteigert. Die Zeichenkunst des Autors ist unverkennbar, sein Stift weich. Den einzelnen Blättern sind Verse beigegeben, vom Künstler selbst gedichtet. Sie dürften nicht mehr sein als begleitende Melodie, die Stimmung weckt, sie dienen aber zur Erläuterung. Das können die an sich sehr verständlichen Bilder nicht ertragen, ein solches Verfahren erinnert zu sehr an Familienkunst. Rudolf Günther

Unterwegs. Wanderungen zum ewigen Quell. Von Paul Jaeger. 204 S. **Gottfinden und Ueberwinden.** Krankenbetrachtungen. Von Paul Jaeger. 208 S. Je 2 Mk. gebunden. Stuttgart, Rich. Keutel 1911. — Es muß für unsre Leser genügen, zu wissen, daß diese Büchlein erschienen sind, so werden sie auch darnach greifen. In dem ersten werden sie alten Bekannten begegnen.

Wirket, so lange es Tag ist. Ein Wort an Kranke und Gesunde. Von Lili von Hackwitz. Kaiserswerth, Diakonissenanstalt 1911. Zweite Auflage. 137 S. 1,20 Mk., kartoniert 1,50. — Auch diese in Krankheit Bewährte kennen Viele von uns. Ihr Büchlein ist diesmal zugleich ein Denkmal für ihren Arzt Ernst von Leyden. R

Kleine Mitteilungen. Stephans Goslarer Rede mußte leider noch einmal geteilt werden. Das letzte noch folgende Stück ist in sich unabhängig; auch dürften die ernster Interessierten das Ganze dann doch im Zusammenhang lesen. —

Die Reden und Debatten vom Protestantentag sind inzwischen erschienen: 25. Deutscher Protestantentag. Berlin-Schöneberg, Eisenacher Straße 45, Protestantischer Schriftenvertrieb. 193 S. 1,50 Mk. Vgl. Weinels Bericht in unserer Nr. 44. —

In Halle hat die erste Tagung einer Theologischen Konferenz für Sachsen und Anhalt stattgefunden, die auf die Teilnahme unsrer Freunde rechnet. Eck sprach über Persönlichkeit Gottes, Bornemann über die Kirche und die Kinder. Die Konferenz zählt bereits einige neunzig Mitglieder; zwischen Ostern und Pfingsten 1912 soll eine zweite Tagung stattfinden, wieder in Halle; später wird die Konferenz wandern. Kirchenpolitik ist ausgeschlossen. Als Vater des Gedankens wurde der zu früh uns entrissene Reischle in Anspruch genommen. Den Vorsitz führte Stier aus Alten, eröffnende Worte sprach Pastor Nauke von Halle. Nähere Auskunft gibt Pastor Schinke ebenda Freimfelderstraße 9. —

Den Freunden Baumgartens hat der Maler R. Kaeser-Rueff eine Freude bereitet. Er hat sein Bildnis auf Stein gezeichnet. Abzüge 34×24 cm. Papiergröße 65×50 cm. Vom Künstler Kiel, Goethestraße 24, für 1,75 Mk. portofrei. Baumgarten sitzt gespannt lesend auf seinem Lehnstuhl: der Ausdruck des Gesichts ist so lebendig, daß man denkt, er werde gleich aufspringen und zu reden anfangen. —

Und nun noch Einiges zum Fall Traub. Notgedrungen zuerst dem Reichsboten ein Wort. Er mutzt mir neuerdings auf, daß ich in dem Beleidigungsprozeß des westfälischen Konsistoriums und des Konsistorialrats Richter gegen Traub von einem „Obsiegen" Traubs geredet habe. Nun, Traub ist damals vom Gericht freigesprochen worden; in solchem Falle sagt man gemeinhin: „N N hat gewonnen", oder: „N N hat gesiegt". Im übrigen ist es für den Anstoß, den wir und Ungezählte in allen Lagern an der Ernennung Richters zum Untersuchungsrichter in dem Disziplinarverfahren gegen Traub genommen haben, völlig gleichgiltig, wer in jenem Beleidigungsprozeß „obgesiegt" hat; das Unmögliche läge genau so vor, wenn Richter „obgesiegt" hätte: auch dann dürfte das Konsistorium auch nicht einen Moment daran denken, diesen Beamten mit der Untersuchung zu betrauen. Ich frage wieder wie in Nr. 45: „Weshalb zwingt mich der Reichsbote, das noch einmal zu unterstreichen?"

Inzwischen hat das Breslauer Konsistorium eben jene Bonner Beleidigungssache neu aufgenommen und in das gegen Traub eröffnete Disziplinarverfahren mit einbezogen. Jene Sache endete am 1. Oktober 1910 mit Freisprechung Traubs durch die Bonner Strafkammer; die beim Reichsgericht eingelegte Revision wurde am 17. März 1911 verworfen. Beide Urteile, das der Strafkammer und das des Reichsgerichts, sind wörtlich zu lesen in Nr. 47 der Christlichen Freiheit (Verlag Carl Georgi, Bonn).

Der Vertrauenserklärung des Presbyteriums von Reinoldi in Dortmund ist nun eine gleiche der Gemeindevertretung gefolgt, gezeichnet durch 51 von 60 Vertretern. Beide Kundgebungen sind von größtem Werte für Traub. Es fehlt uns leider an Raum sie zu drucken; im Notfall holen wir das später noch nach. —

Die Deutsche Kongo-Liga hat inzwischen auch ihre Schuldigkeit getan. Die Resolution, die sie faßte, haben unsre Leser hoffentlich in ihren Zeitungen gefunden. Wenn nicht, sollen sie ihre Zeitungen darum mahnen. Jeder Zeitungsleser muß jetzt dazu helfen, daß unsre Presse ihre Pflicht tut und die moralischen Anforderungen, die unserm Volke aus dieser Gebietsvermehrung erwachsen, ordentlich einschärft. Die Deutsche Kongo-Liga wird gern in diesem Betracht das wache Gewissen unsrer Nation sein; aber jeder Wissende, der guten Willens ist, muß mit sorgen, daß dies Gewissen auch vernommen und beachtet wird. Man vergleiche über den ganzen deutsch-französischen Gebietsaustausch die Koloniale Rundschau, Novemberheft (Berlin Dietrich Reimer). R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona a. E. Freunde der Christlichen Welt in Südholstein. Montag 27. November 4 Uhr im Kaiserhof: Die Reformbedürftigkeit des evangelischen Gottesdienstes. Fortsetzung.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 12. Dezember 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Irrlehre und Ketzer in der evangelischen Kirche. Pfarrer Köhler.

Cassel. Montag 4. Dezember 8½ Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Trennung von Staat und Kirche. Prof. Hüpeden.

Dresden. Mittwoch 29. November 8 Uhr bei Kneist große Brüdergasse 2, I Stock: Christentum und Krieg. Pastor Freiesleben.

Gießen. Mittwoch 6. Dezember pünktlich 8 Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Der religiöse Ertrag des Falles Jatho. Rade.

Görlitz. Mittwoch 13. Dezember im Gewerbehaussaal: Die verschiedenen Richtungen in der evangelischen Kirche. Pastor Onnasch.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt.) Freitag 1. Dezember 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstraße: Die Völkerfriedensbewegung als Glaubenssache. Pfarrer Nithack-Stahn-Berlin.

Nordhausen. Mittwoch 6. Dezember ½4 Uhr in der Hoffnung: Der neue Glaube und religiöses Gemeinschaftsleben. Pfarrer Fritze-Nordhausen.

Wernigerode. Donnerstag 7. Dezember 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Foersters Entwurf betr die Religionsfreiheit im Preußischen Staate. Oberlehrer Schinke-Halberstadt.

Preußische Volkskirchlich-soziale Vereinigung Halle a. S.

Mittwoch 29. November ½4 Uhr Evangelisches Vereinshaus, (Kronprinz). Gesamttagung: Vortrag von Pastor **Mackenrodt:** Wie erziehen wir unsere Jugend in volkskirchlich-sozialem Sinne u. A. Abends ½9 Aktienbrauerei, Dessauerstraße 2: I. öffentlicher Diskussionsabend der Ortsgruppe: Ist unsere Kirche volkstümlich?

Morgenandachten dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen, J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Die „Neuen Pfade zum alten Gott“

wollen in dieser religiös und kirchlich tiefbewegten Zeit eintreten für die unveräußerlichen Grundlagen der christlichen Welt- und Lebensauffassung, den Suchenden den Weg zu wahrer Religion und Sittlichkeit zeigen und aufrichtige Antwort geben auf alle modernen Zweifelsfragen.

Bis jetzt liegen folgende Bände vor:

1. **Gott,** warum wir bei ihm bleiben müssen. Von Karl König. Fein gebunden Mk. 2.—.
2. **Die Welt,** an sich – für mich. Von Ferdinand Gerstung. Mk. 2.—
3. **Der Mensch,** wie er sich selber findet. Von Carl Neumaerker. Mk. 2.—.
4. **Jesus,** wer er geschichtlich war. Von Arno Neumann. Mk. 3.20.
5. **Jesus,** was er uns heute ist. Von Alfred König. Mk. 2.—.
6. **Die Religion des Geistes,** wie der Gebildete denkend zu ihr Stellung nimmt. Von Dietrich Graue. Mk. 2.—.
7. **Du sollst,** Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung. II. Auflage. Von Leonhard Ragaz. Mk. 2.50,
8. **Beten und moderner Mensch sein,** Wie sich das beides zusammenreimt. Von Günther Wohlfahrt. Mk. 2.—.
9. **Persönliches Christentum,** das Eine, was uns not ist. Von Otto Hering. Mk. 2.—
10. **Das Opfer, das Grundgesetz der Welt,** Von F. Gerstung. Broschiert Mk. 1.20.
11. **Im Kampf um Gott und um das eigene Ich.** II. Auflage. Von Karl König. Fein gebunden Mk. 1,50.

Urteil über die ganze Schriftenreihe: Diese Schriften sind wohl geeignet, unserer Zeit einen ähnlichen Dienst zu erweisen, wie vor hundert Jahren Schleiermachers „Reden über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern“.

Staatsanzeiger für Württemberg.

Vorzugsangebot: **Bis Weihnachten 1911 wird bei Bestellung beim Verlag die ganze Schriftenreihe für 17.— Mk. franko (anstatt 22.90 Mk.) geliefert.**

Bestellungen erbeten an den Verlag **F. Gerstung in Oßmannstedt** bei Weimar oder an den Protestantischen Schriftenvertrieb in Schöneberg (Berlin).

Ich suche bis 1. April einen **Vikar** nach **Mährisch-Schönberg** (nahe der schlesischen Grenze im Altvatergebirge).

Friedrich Ulrich
Pfarrer

Pfarrer G. Traub:

Der Pfarrer und die soziale Frage

Steif geh. 2 Mk. Geb. 2,60 Mk.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttgn.

Billige Papiere

500 Bogen Conzeptpapier . . . . 2.—M.
500 „ Canzleipapier, hlzfr. 3.—„
500 Stück Dienstcouverts . . . . 1.50 „
500 Bogen Billetpapier „Rose“ 1.25 „
100 Stck. Billetcouverts, blau gef. 1.50 „
00 „ Correspondenzkarten . . 30 „

J. Lissner, Breslau
Nikolaistr. Nr. 138

Rom **Pension Hannover** Venti Settembre 4. Behagl. Heim, beste Lage, gute Küche. Pension 6—8 Lire. Illust. Prospekt. Bes. **Paul Wacker**

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Großer Umsatz. Günstige Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, GIESSEN Obweg 153

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Jatho und Harnack

Ihr Briefwechsel

Mit einem Geleitwort von

Martin Rade

8. 1911. Mk. 1.—

Chronik der Christlichen Welt

J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 45. Die römische Kirche in Deutschland 1. Juli bis 30. September — Königreich Sachsen. Januar 1910 bis Juni 1911 — Die Berliner Generalsuperintendentur — Reinhold Seeberg — Verschiedenes: Meineidsstatistik; Stärke der theologischen Fakultäten; Posaunenpastor Kuhlo; Dortmunder Kirchenwahlen; Dissidenten im Religionsunterricht; Deutsche Pfarrer in Großbritannien

Nr. 46. Der 25. Deutsche Protestantentag — Ostpreußen. Sommer 1910 bis Sommer 1911 — Die römische Kirche in Deutschland (Fortsetzung) — Belgien 1910 (Schluß) — Königreich Sachsen. Januar 1910 bis Juli 1911 (Schluß) — Verschiedenes: Fall Traub; Est modus in rebus; Eucken und Jatho; Jatho Kirchenältester?

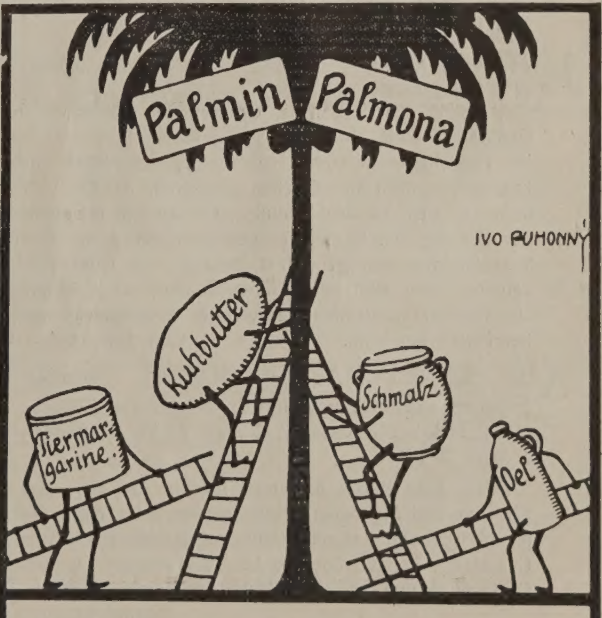
Preußische Kirchenzeitung

Verlag von L. Fernbach
Bunzlau

Nr. 46. Kattenbusch, Entsprach das Staatskirchentum dem Ideale Luthers? — Rausch, 24. Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Aus Preußen: Zur Besetzung der Berliner Generalsuperintendentur; Zum dritten Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen; Professor Seeberg und die parteiliche Wissenschaft; Der Fall Traub; Aus Schleswig-Holstein — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Aus Hamburg — Mancherlei: Monistische Seelsorge; Personalien; Notizen.

Nr. 47. Rausch, 24. Generalversammlung des Evangelischen Bundes (Schluß) — K., Die schlesische Provinzialsynode — Aus Preußen: Evangelischer Laienbund; Zum Denunziantentum in der Kirche; Verein für religiöse Kunst; „Liberaler“ Fanatismus — Mission und Auslandsdiaspora: Christentum und Islam — Mancherlei

Soeben erschienen: Dr. med. Wilhelm Winsch, **Ueber den Wunderglauben.** Inhalt: Wer glaubt noch an Wunder? Psychologische Wurzeln des Wunderglaubens. Alte und neue Weltanschauung. Deutung einzelner Wundergeschichten des alten und neuen Testaments. Wollte Christus selber ein Wundertäter sein? Moderner Wunderglaube. Preis 25 Pfg. und 5 Pfg. Porto. Verlag: Deutscher Arbeiter-Abstinenten-Bund (Johannes Michaelis), Berlin SO 16.



Sie kommen nicht so hoch hinauf

in der Gunst des Publikums wie **Palmin** (Pflanzenfett) und **Palmona** (Pflanzen-Butter-Margarine), die sich jeden Tag mehr einbürgern sowohl als Koch- und Backfett wie auch als Brotaufstrich. – Das beweisen am besten die zahllosen Nachahmungen, die gewiß ein beredtes Zeugnis ablegen für die vorbildliche Qualität unserer Produkte.

H. Schlinck & Cie. A.-G.

NB. Palmin jetzt auch „weich“ (schmalzähnlich) zu haben.

Bücher für denkende Christen

PREDIGTEN in der neuen Kirche zu Berlin gehalten. von **P. KIRMSS.** 2 Bände. Jeder Band geheftet 5 Mk. In Leinen gebunden 5 Mark 80 Pf.

Diese Predigten atmen einen starken und frommen Geist; sie erfreuen durch den klaren und ruhigen Fluß der Gedanken und durch die edle und reine Sprache.
Die Kirche

DAS URCHRISTENTUM, seine Schriften und Lehren, in geschichtlichem Zusammenhang beschrieben von **O. PFLEIDERER.** Zweite erweiterte Auflage. 2 Bände. Geheftet 24 Mark. In Halbfranz gebunden 28 Mark.

Vorurteilslose Prüfung des Tatbestandes, große Ausführlichkeit der Inhaltsangabe der behandelten Schriften, umfassende Verwertung religionsgeschichtlichen Materials, klare geschmackvolle Darstellung zeigt auch dieses Werk. Sein Studium wird für jeden Gewinn sein.
Archiv für Religionswissenschaft

DR. LUTHERS LEBEN. Fürs deutsche Haus von **A. THOMA.** Mit Stich nach Cranach und Lichtdruck nach Lessing. Geheftet 5 Mark. In Leinen gebunden 6 Mark.

Dieses Werk verwertet die eigenen Ausdrücke Luthers und sonstige Ueberlieferungen äußerst geschickt und ist in seiner mundgerechten Art wohl das beste Buch über Luthers Leben für die Deutsche Familie.

KATHARINA VON BORA. Geschichtliches Lebensbild von **A. THOMA.** Mit einem Bilde nach Cranach. Geheftet 5 Mark. In Leinen gebunden 6 Mark.

Hier liegt ein streng wissenschaftliches Werk vor uns, genau nach den Quellen gearbeitet, die der Verfasser in den an den Schluß gestellten Anmerkungen der Prüfung durch die Fachgelehrten darbietet. Der Text ist, frei von gelehrtem Ballast, von jener vornehmen Ruhe und erfreuenden Anmut, wie sie nur aus strenger Sachlichkeit und völliger Stoffbeherrschung hervorwachsen kann.
Christliche Welt

AUS SCHLEIERMACHERS HAUSE. Jugenderinnerungen seines Stiefsohnes **Ehrenfried von Willich.** Mit 2 Bildnissen. Geheftet 3 Mark 50 Pf. Gebunden 4 Mark 20 Pf.

Gar tiefe Blicke darf man hier in das Herz des Christen und Menschen Schleiermacher tun. Auch die mannigfachen eingestreuten Reflexionen, vielfach frommen Charakters, kennzeichnen mehr oder weniger Eigenart Gesinnnung und Geist des Schleiermacherschen Hauses.
Studierstube

LIEDER DES LEIDS. Gedichte von **ALBERT ZELLER.** 8. Auflage. Mit Zellers Bildnis. Geheftet 2 Mark. Gebunden 3 Mark.

Tief empfundene, köstliche fromme Lieder, aus denen ein Quell ewigen Trostes quillt. Alles, was den frommen Dichter an Leid und Freude bewegt, die Dankbarkeit für alles Gute von Gottes- und Menschenhand, wie für die Schönheiten der Natur, läßt Zeller im Liede ausklingen.
Deutsches Pfarrerblatt

Georg Reimer Verlag Berlin W. 35

Wider den Bann der Quellenscheidung

Anleitung zu einer neuen Erfassung des **Pentateuch**-Problems. Von P. Lic. th. **Wilh. Möller** (Mitarb. an versch. **ausländ.** Bibelwerken, ehem. **Wellhauseninaner.** — **2** Bücher des Verf. sind ins **Dänische** übersetzt, **1** ins **Englische**). 3 Mk., geb. 3,50 Mk.

Kommissionsverlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München

Ferdinand Avenarius

Die Kinder von Wohldorf. Mit Bildern von **Wilhelm Steinhausen.** Mk. 1,50, gebunden Mk. 2,50.

Diese Dichtung, die bisher nur in 3000 Abzügen verbreitet war, wurde schon bei ihrem ersten Erscheinen aufs Freudigste begrüßt: einen „herrlichen Meisterfang von der Macht der genialen Menschenliebe“ nannte sie M. G. Conrad.

Mit dieser Auflage gelangt das Werk eigentlich erst in den Buchhandel. Auch die Bilder von Wilhelm Steinhausen konnten ihm erst jetzt beigegeben werden.

Für junge Theologen

Briefe aus Kleinasien
von einem Frühvollendeten

Mit 2 Abbildungen und einer Karte
Herausgegeben von
Julius Schönewolf

Preis: Mk. 3,50, brosch. Mk. 4,50 gebd.

„Es muß doch ein Lieblingsbuch werden unserer jungen Theologen und aller, die unsere junge Theologie lieb haben.“
Rade in der Christl. Welt

Verlag von Edwin Runge in Groß-Lichterfelde

Soeben ist erschienen:

Gottfried Traub
Gott und Wir
Predigten

0.80 Mk., geb. 1,50 Mk.

Die Predigten können nicht besser, als mit den eignen Worten Traubs aus seiner letzten Predigt eingeführt werden: „Was ich tun möchte, jetzt und immerdar, das ist, die Majestät des Gottesgedankens reinzuhalten von aller menschlichen Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit.“ Das ist der Geist, in dem sie gehalten sind.

Verlag von E. Salzer, Heilbronn

Der Dom

Segen und Lieder

Auswahl von **Martin Lang**
Fester Pappband Mk. 2.—, Leder Mk. 3.50

„Da hat man nun endlich einmal alles zusammen, was von gotterfüllten Geistern gesungen worden ist, hoch über dem einzelnen Glaubensbekenntnis. . . .“

Die schönste Sammlung geistlicher Lieder von den alten Segen und den geistlichen Volksliedern bis zu Novalis.

Martin Mörikes Verlag München

„Friede auf Erden“

so klingt es nun bald wieder aus der alten lieben Weihnachtsbotschaft in die Welt hinein. Dem unruhigen Geschlecht unserer Zeit erscheint das Wort als ein schöner Traum, der niemals in Erfüllung geht. Wer aber das Kindlein von Bethlehem kennt und liebt, der weiß, daß mitten im Kampf und Leid der Erde nun eine Quelle ewigen Friedens und unvergänglicher Freude aufgeschlossen ist.

Weil unsere Kranken, Kleinen und Heimatlosen von Bethel, Sarepta und Nazareth aus diesem Quell schöpfen dürfen, darum können sie fröhlich Weihnachten feiern trotz all' der Leiden, Schmerzen und Dunkelheiten, die sie zu tragen haben. Wir bitten unsere Freunde nah und fern, auch in diesem Jahre Gehilfen unserer Freude zu sein. Für mehr als 3500 Pflegebefohlene haben wir die Tische zu decken. Da brauchen wir viele barmherzige Hände, die für uns nähen, stricken, sammeln, einkaufen oder uns statt dessen das Geld zum Kaufen schicken. Jede Gabe, ob klein oder groß, besonders auch Kleider, Wäsche, Strümpfe und Spielsachen aller Art nehmen wir mit herzlicher Dankbarkeit entgegen, je früher, desto lieber!

Bethel bei Bielefeld, Weihnachten 1911. F. v. Bodelschwingh, Pastor

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu drei Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Bruno Cassierer in Berlin; Carl Heymann in Berlin (Jugendfürsorge- und Wohlfahrtsliteratur); J C B Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen (Festgeschenke)